

China, Laos, Thailand

Reisetagebuch



6. Februar – 6. März 2008

Thailand.

Mittwoch, 6. Februar / Berlin-Bangkok über Doha.

Um 11.30 Uhr starten wir von Berlin-Tegel, ein mäßig kalter, grauer, unscheinbarer Tag, gerade die richtige Zeit, um wegzufahren. J. ist schon am Vortag in Berlin angekommen. Diesmal soll China mit seiner südlichen Provinz Yunnan den Schwerpunkt unserer Reise bilden und erstmals bringt mich eine arabische Airline nach Südostasien. *Qatar Airways* versucht mit Macht, an den Erfolg der *Emirates* aus Dubai anzuknüpfen und Doha als Drehscheibe zur Welt aufzubauen – kein allzu abstruses Vorhaben, wie ein Blick auf die Landkarte zeigt. Schöne dunkeläugige Araberinnen bedienen uns. Viele Russen im Flieger, Geschäftsleute, Touristen. Araber sehen wir kaum.

Um 18 Uhr Ortszeit setzt schlagartig die Dämmerung ein, innerhalb von einer Viertelstunde ist es stockfinster. Knapp 120 Minuten später landen wir in Doha, die Uhr haben wir schon mal um zwei Stunden vorgestellt. Lange Busfahrt zum Terminal, ein paar verschwommene Impressionen von der Stadt. Die Häuser weiße und graue Quader, staubdicke Luft, Baustellen, nirgendwo Grün.



Erneut lockt die Poesie Asiens ...

Der große, moderne Flughafen in eleganten Weiß- und Grautönen, eine eigene Welt. Hier ist alles transparent und hell, modern, zivilisiert, westlich, Staub ist woanders. Ein übereifriger Helfer leitet uns sogleich, obwohl wir erst um 0.15 Uhr weiterfliegen, zum richtigen Gate.

In einem Imbiss sogar Bier, das sich aber als alkoholfrei herausstellt. Einige wenige Frauen schwarz verschleiert, düstere Gestalten, die wie Gespenster durch das Weiß des Gebäudes huschen.

Donnerstag, 7. Februar / Bangkok.

11.40 Uhr Ankunft auf dem neuen Bangkoker Flughafen *Suvarnabhumi*. Ein beeindruckendes Gebäude von überwältigender Modernität, das mich mit seiner kühlen Stahl-Glaskonstruktion an den Berliner Hauptbahnhof erinnert. Doch man hat vergessen, Uhren zu installieren. Beruhigend, dass man den Faktor Mensch so einfach nicht wegperfektionieren kann. Die Abfertigung dauert doppelt so lang wie auf dem *Don Muang*, der Alles in Allem

weniger blasiert war, weniger technokratisch, näher bei den Menschen. Ich denke mit Wehmut an die unbürokratisch schnelle Passkontrolle zurück. Jetzt muss man in ein markiertes Feld treten, wo jeder Passagier von einer automatischen Kamera fotografiert wird. Was entsteht da für eine riesige Bilddatei. Wäre eine Ausstellung wert! Nicht uninteressant auch zu beobachten, wie sich die Menschen verhalten. Während sich die einen einer geradezu militärischen Selbstzucht unterwerfen, sorgsam darauf bedacht, das kleine markierte Quadrat nicht zu verfehlen, üben sich die anderen mit kleinen Grenzüberschreitungen in folgenlosem Widerstand.

Im *Grace* wird die Rezeption gerade von zänkischen arabischen Barträgern umlagert, mit kühler Reserviertheit lässt das Personal sie auflaufen. Neuerdings muss im Voraus bezahlt werden, wohl eine Konsequenz aus den Erfahrungen mit den arabischen Gästen. Unsere Reservierung, die ich per E-Mail gemacht hatte, ist unbekannt, wie hätte es hier auch anders sein können. Und natürlich ist im 8. Stock des alten Trakts, unserem Lieblingsdomizil, kein Zimmer mehr frei. Wir kommen in Block C unter. Ein guter Einstand ist das nicht.

Die *Sukkhumvit* brodeln mehr denn je, der Betrieb hat im Vergleich zu 2005 noch stärker zugenommen und inzwischen auch begonnen auf die rechte Seite überzugreifen. Zahlreiche Baustellen lassen erahnen, wie die Entwicklung weitergehen wird.

Nachmittags prasselnder Regen. Statt irgendwo an einem Stand essen wir unser Süppchen notgedrungen im Restaurant des Hotels. Der erste Eindruck verfestigt sich: Araber, im *Grace* schon immer dominant, haben sich hier noch stärker durchgesetzt. Europäer sehen wir so gut wie keine mehr. Ich fühle mich nicht richtig wohl, die Mischung stimmt nicht mehr. Auch in der Soi 3/1, dem kleinen Gässchen, das vom *Grace* zur *Sukkhumvit* führt, ist alles noch stärker auf Araber ausgerichtet. Die Schwarzen, die schon 2005 weniger geworden waren, sind komplett verschwunden. Jetzt betteln hier verschleierte Thailänderinnen in der Hoffnung auf das Geld der Scheichs. Die Stände und Buden am Eingang der Gasse, für mich eine legendäre Erinnerung an meine ersten Reisen, sind abgerissen worden. Die ersten Drahtskelette sind schon montiert und bald werden da moderne Geschäftsbauten stehen.



... diesmal nach China (Mädchen in Baisha) ...

Ich ordere Hemden bei *Louis*, bei dem ich 2000 den ersten Anzug seit meiner Erstkommunion habe schneiden lassen. Sieben Hemden kosten 4900 Baht, was knapp 107 Euro entspricht. Der indische Besitzer, der sich früher wie bei indischen Schneidern üblich auf eine sehr lästige Weise förmlich überschlug, um uns alles Mögliche anzudrehen, spult, was mich nicht weniger irritiert, nur noch müde, gleichgültige Routinen ab. Ob seine Versuche, das Geschäft nach Europa auszudehnen, die mir eine Zeitlang zahlreiche, nie beantwortete Überseetelefonate eingetragen haben, fehlgeschlagen sind?

In der Soi 7/1 viele neue Massagebars, die sich vor allem an Briten und Australier richten. Eine neunzigminütige Massage, hormonelle Erlösung inbegriffen, kostet 1500 Baht. Am Straßenrand auf Barhockern sitzend, quatschen wir eine Weile mit einer hübschen, gut dreißigjährigen Barfrau – eine selbstbewusste, intelligente Lady, die die Regeln für das, was hier

gespielt wird, selbst bestimmt. Das ist Meilen entfernt von dem üblichen Geschnatter der Thaigirls, die an den Nebentischen die männlichen Gäste unterhalten.

Abends in unser vertrautes Restaurant in der Soi 5. Doch es ist kaum etwas los und die *Prawns in Pepper & Garlic* sind mehr als mäßig. Noch eine Enttäuschung ... Für morgen haben wir aber schon eine Alternative ausgemacht.

Auf der *Nana Plaza* unser vertrautes Rollenspiel. Jürgen wartet draußen in einem der offenen Pubs im Innenhof, während ich mit einem Rundgang den allgemeinen Stand der Verberbnis erkunde. Schweiß-, Essens- und Spermagerüche hängen über dem dreistöckigen Rundbau, aus dem die schwülheiße Luft ein dantaeskes Treibhaus gemacht hat. Halb nackte Mädchen lungern, Bademäntel übergeworfen, gelangweilt auf den Gängen vor den Bars herum, schwatzen oder vertilgen stumm brütend ihre Hühnerspieße und gerösteten Kakerlaken. Im ewigen, kaum wirklich ernst zu nehmenden Auf und Ab der Jäger und Gejagten, die das thailändische Sittenleben seit eh und je prägt, geht es heute zur Abwechslung mal wieder züchtig zu. Wenn die Oberteile der Mädchen fallen, bleiben ihre Brustwarzen mit kleinen bunten Sternen bedeckt. Die Spotlights reflektierend, verheißen sie Verlockungen, die ich keine Lust habe einzulösen. Ein paar Blicke noch durch die von übereifrigen Türstehern und schrill kreischenden Bikinimädchen behüteten Eingänge, dann breche ich meinen Rundgang ab. Um 1 Uhr liegen wir im Bett.



... Thailand ist immer dabei: Die Farben des Buddhismus.

Freitag, 8. Februar / Bangkok.

Morgens Anprobe bei *Louis*, danach fahren wir mit dem Taxi zur laotischen Botschaft, die in einem ruhigen Botschaftsviertel mit teilweise abgesperrten Straßen liegt. Touristen sehen wir in der kleinen Villa kaum, nur Laoten, die vermutlich in Bangkok arbeiten. In der Stunde Wartezeit, während man unsere Visa fertigt, Suppe in einem offenen Volksrestaurant. Wie üblich stellen

wir sie uns aus der Auslage selbst zusammen – Nudeln, ein paar Fetzen Schweinefleisch, kleine Fleischklößchen und das übliche knackige Grün, das thailändische Suppen so aromatisch macht. Ein eifriger, halbwüchsiger Junge bedient uns. Diese kleinen freundlichen Szenen sind es, die Thailand so liebenswert machen.

Das Reisebüro, wo wir unsere Flugtickets nach Kunming abholen müssen, befindet sich im 14. Stock eines Bürohochhauses in der Nähe der *Silom Road*, einer der großen Geschäftsstraßen Bangkoks. Die Tickets hatte ich von Berlin aus telefonisch vorgebucht, mit vielen sprachlichen Missverständnissen und E-Mails hin und her, was sich über einen halben Vormittag kostbarer Arbeitszeit hinzog. *Miss Warangkhan*, die mit ihren flott mit englischen Kürzeln durchsetzten Mails mein ganzes Arsenal an Exotikfantaserien in Gang setzte, vermittelte uns statt unseres Wunschtermins am 9. Februar erst für den folgenden Tag eine Verbindung, aber immerhin, es klappte, und einfach von Berlin aus bei einem Bangkoker Reisebüro einen – deutlich billigeren – Flug zu buchen, war eine aufregende Erfahrung.

Auf dem Weg zum Reisebüro unterhält uns der gut gelaunte Taxifahrer mit netten Geschichten über seinen und vor allem unseren Alkoholkonsum. Eine Weile fahren wir an der riesigen Schneise vorbei, die man für den *Skytrain* zum neuen Flughafen durch die Stadt geschlagen hat. Auf mächtigen Pfeilern zieht sich das weißgraue Band hoch über eine gespenstische

Trümmerlandschaft, aus der man alles Bewohnbare herausgerissen und nur Schutt und Asche übrig gelassen hat. Nachdem uns Frau Warangkhan, die sich zu meiner nicht geringen Enttäuschung als rundliche, bebrillte Thai herausstellt, unsere Tickets ausgehändigt hat, erkunden wir mit einem kleinen Spaziergang die geschäftige Umgebung.

In der *Sukkhumvit* zweistündige Massage. Zum Salon muss man durch einen Schneiderladen ins Obergeschoss hochgehen. Alles wieder in horrender Aircon-Kälte, danach bin ich völlig klamm. Wie soll da eine Massage den Körper entspannen können?

Auf der Soi 3/1 kommt uns am Arm ihres in einen weißen Burnus gekleideten arabischen Ehemanns eine tief verschleierte, schwarz gewandete Muslimin entgegen, die eine metallene Mundsperrre trägt. Sie besteht aus zwei Blenden, die von einem Mittelsteg, der über die Nase führt, gehalten werden. Sprechen kann sie damit noch, was soll da also verhindert werden?

Das Restaurant, das wir neu entdeckt haben, liegt direkt gegenüber dem *Beer Garden*, der inzwischen nach außen hin alles Deutsche (z.B. den Vorsatz *German*) abgestreift hat. Allerdings bietet er noch deutsche – und italienische – Küche an. Als Kunden identifizieren wir vorwiegend Engländer, für die eine Großleinwand heimischen Fußball von der Insel zeigt. Neben dem Lokal die schummrige Gasse, wo kleine Grillstände, angefangen mit Kakerlaken und Heuschrecken, all die billigen Köstlichkeiten anbieten, mit denen sich die Girls vom *Beer Garden* in ihren lethargischen Pausen stärken. Das Restaurant gegenüber, das wir bevorzugen, nimmt einen großen Platz unter freiem Himmel ein. Es wird stark frequentiert, was die Bedienung mächtig überfordert, aber das Essen ist vorzüglich. Ich esse einen scharfen Glasnudelsalat mit *Seafood* und *stir fried beef* mit dem wunderbaren, noch am Zweig hängenden frischen grünen Pfeffer, den ich in deutschen Thairestaurants meist schmerzlich vermisste: ein unvergleichlicher Genuss. Drei Hauptgerichte kosten uns ohne Getränke 590 Baht.

Die letzten Minuten des Tages wieder auf der *Nana Plaza*. Wie 2005 beziehen wir unseren Beobachtungsposten direkt am Eingang. Je länger ich reise, desto wichtiger wird es mir, solche Dejà-Vu-Momente herbeizuführen und auszukosten. An unserem *Watching Point*, zwei Barhockern hinter einer den Durchgang begrenzenden Holzbrüstung, müssen alle vorbei flanieren, die überhitzten Paare, die angeheizt von den Nackttänzen zur Liebesarbeit ins Hotel eilen, die späten Mädchen, die noch schnell für ein paar letzte Auftritte zur Arbeit kommen, die Müden, die es für keine Blicke mehr empfänglich nach Hause zieht. Wenn das *Nana* um 2 Uhr nachts schließt, stellen sich manche der übrig gebliebenen Girls noch zu den Straßenmädchen auf die *Sukkhumvit*, wo sie sich zwischen den Soi 3/1 und 3/2 regelrecht auf den Füßen stehen. Ohne tanzen zu müssen, ohne die endlosen, immergleichen Gespräche mit den Kunden, können sie hier, wenn sie Glück haben, noch ein schnelles Geschäft machen.

Mir fällt die vielleicht vierzigjährige Frau wieder ein, die ich einmal im *Coffee Shop* des *Grace* beobachtet habe, in diesem seltsamen Araberpuff, in dem dicke Thaimädchen auf die Scheichs losgelassen werden. Sie saß da stundenlang allein auf ihrem Platz, streng, abgeklärt und cool, mit einer Aura der Überlegenheit, die sich in dem unsichtbaren Kreis spiegelte, der um sie gezogen zu sein schien und den kaum mal jemand zu durchbrechen wagte. Ich wusste nicht, ob das alles echt oder gespielt war und wohin ich sie stecken sollte. Lesbe auf der Suche nach einer Begleiterin? Gutmensch auf dem Sprung zur Empörung? Feministin? Ethnologin? Was wollte sie, wen oder was suchte sie?

Samstag, 9. Februar / Bangkok.

Wie schon 2003, als wir auf den Flieger nach Myanmar warten mussten, unternehmen wir eine Bootsfahrt auf dem Chao Praya. Wieder die vertraute Szenerie, das Boot, das in gewagtem Tempo an den Pier heranfährt, ein paar Sekunden Haltezeit, die, egal ob du jung oder alt bist, zum Aufspringen reichen müssen, ein schriller Pfiff und dann geht es mit aufheulendem Motor, weiße Gischt erzeugend, weiter. Mit einer klappernden Tragekassette aus Metall kämpft sich die Schaffnerin durch die eng gedrängten Passagiere und kassiert, je nach Entfernung, ihre 10, 20 oder 30 Baht. Wir fahren wie beim letzten Mal bis zur Endstati-

on Nonthaburi. In der lebhaften Kleinstadt zieht sich ein riesiger Markt die Hauptstraße entlang, aber diesmal haben wir keine Lust, uns in das von Planen überdeckte, schwüle Getümmel zwischen den Ständen zu begeben, wo es alles, was es zum Leben braucht, zu kaufen gibt. Am Ende der Straße ein großer, luxuriöser neuer Tempel, ganz aus Marmor gebaut. Im Innern übt gerade eine Musikgruppe.

Auf dem Rückweg lassen wir uns am Wat Pho in Dietmars Restaurant für eine Suppe absetzen. Die Plätze direkt am Wasser sind leider alle besetzt. An unserem Tisch zwei Russinnen, leicht alternativ angehauchte Mittdreißigerinnen. Vor dem überfüllten Boot für die Rückfahrt kapitulieren wir, stattdessen fahren wir mit dem Taxi zu *Louis*, um meine Hemden abzuholen.

Abends in unserem neu entdeckten Restaurant scharfer Schweinefleischsalat und gegrillter Fisch – *Pomfret* – mit köstlich zartem, festem, magerem Fleisch. Vor dem Restaurant eine Schlägerei zwischen einem Bettler und einem Schrankenwächter, der den Zugang zu einer gesperrten Straße überwacht. Nach ein paar Wortwechseln geht der Wächter plötzlich mit einem Schlagstock auf den Bettler los und schlägt ihn zu Boden. Niemand beachtet die beiden.

In der *Bamboo Bar* gegenüber dem *Grace* spielt eine Liveband Rockmusik. Der philippinische Sänger bringt die Thai-Mädchen zum Kreischen, doch uns wird es bald zu laut. Araber müssen hier Eintritt bezahlen, Thais und Westler nicht, was an der Tür immer wieder zu Diskussionen führt. In Deutschland wäre da gleich das Geschrei groß: Rassismus, Fremdenfeindlichkeit! Aber was hier passiert, ist weit davon entfernt. Es sind einfach nur praktische Erfahrungen, aus denen man Konsequenzen gezogen hat. Die Besitzer haben den Stress mit den hitzköpfigen Orientalen, die sich immer im Recht und überlegen fühlen und schnell einen Streit entfachen, zigfach erlebt. Wer wollte es ihnen verdenken, dass sie dem einen Riegel verschieben wollen?

Zwei Tage in Bangkok braucht man schon, um in Asien anzukommen. Gut, dass wir unsere Pläne, bereits am 9. Februar nach Kunming zu fliegen, nicht realisieren konnten. Zwei Tage reichen allerdings auch. Schön, dass es morgen weiter geht.



Der neue Bangkoker Flughafen *Suvarnabhumi*.

China.

Sonntag, 10. Februar / Bangkok-Kunming.

Als wir uns im Restaurant des *Grace* zum Frühstück niederlassen, springt am Nachbartisch ein Mann abrupt auf, ein älterer, vierschrotiger Araber mit einem Pockennarbengesicht. Mit einem laut gegrummelten *pieces of shit* verlässt er fluchtartig, die Kaffeetasse in der Hand, seinen Tisch und begibt sich ans andere Ende des Restaurants.

In unserem Flieger muss ein defekter Motor ausgetauscht werden, wir fliegen mit anderthalbstündiger Verspätung von Bangkok ab. Nach einer Zwischenlandung in Chiang Mai kommen wir gegen 19 Uhr in Kunming an: Eine triste, graue Flughalle, kaum Läden, kaum Betrieb, Provinz pur. Wir hatten eine der boomenden chinesischen Großstädte erwartet! Vor dem Flughafen bis auf ein paar wenige Taxen so gut wie nichts los. Auf der Suche nach chinesischem Geld entdecken wir in einem verglasten Raum zwei ATM, an denen eine verzweifelte thailändische Händlerin vergeblich versucht Geld zu ziehen. Beide Automaten sind defekt. Keine einzige Wechselstube im Flughafen. Ratlos gehen wir zum Ausgang, da spricht uns eine junge Frau an. Sie weist uns zu einer funktionierenden Bank auf der anderen Straßenseite gegenüber dem Flughafen. Nachdem wir dort erfolgreich Geld gezogen haben, will sie uns zu einem Hotel lotsen. Sie hält ein Taxi an, aber der Fahrer versteht nicht, wohin wir wollen. Aufgeregte Anrufe mit dem Handy, aber bald brechen wir das Spiel ab, um zum Flughafen zurückzugehen. Sie rufen uns noch etwas hinterher, als wüssten sie nun doch, wo es langgeht, aber wir trauen dem Braten nicht, zumal es sich offensichtlich um ein privates Taxi handelt.

Doch auch die Taxifahrer am Flughafen verstehen uns nicht. Niemand von ihnen spricht Englisch. Kommen hier nie Fremde an? Immerhin hat die Stadt Kunming 1 Million, der ganze Distrikt sogar 4 Millionen Einwohner. Zu Dritt kommen die Fahrer schließlich auf die Idee,



Das moderne China: Skyline von Kunming.

einfach in unserem Hotel anzurufen – die Nummer steht in der Buchungsbestätigung, die wir ihnen zeigen. So gelangen wir am Ende doch noch erfolgreich zum *Golden Dragon Hotel*, das wir schon von Berlin aus vorgebucht hatten. Früher, als dort noch Staatsgäste abstiegen, war es das erste Haus am Platz. Heute ist es ein großes, verplüschtes Hotel, doch nicht ohne Charme.

Die Zimmer sind gepflegt und – bis hin zu den liebevoll drapierten Kondomen im Badezimmer – komfortabel, allerdings viel kleiner, als wir erwartet hatten.

Da wir keine Lust haben, im Dunkeln in der unbekannten Stadt noch ein Restaurant zu suchen, essen wir in dem großen, fast leeren Hotelrestaurant, wo es ein Abendbuffet, dazu chinesisches Bier gibt. Um Punkt 21 Uhr ist jedoch Schluss, wir dürfen gerade noch unsere letzten Früchte verspeisen. Danach aus reiner Verzweiflung in die Lobbybar, die man als einsame Insel mitten in das riesige Foyer gesetzt hat. Sie ist kühl und steril, keine Musik, keine Leute. Wozu braucht man bei dem kühlen Wetter eine Air-Con?

Die letzten beiden Nächte hat mich J's Schnarchen fast zur Verzweiflung gebracht. Wir bringen jetzt noch Kunming hinter uns, dann entscheide ich, ob wir weiter in Doppelzimmern nächtigen.

Unsere Zimmernummer hier: 1210. Im *Grace* hatten wir die Nummer 1012.

Montag, 11. Februar / Kunming.

Nach dem Frühstück ein erster Gang durch die Stadt. Wir schlendern, wie es uns der Reiseführer empfiehlt, in Richtung des alten Viertels. Doch viel Altes gibt es in Kunming nicht mehr. Die geraden, breiten Straßen, die die Stadt durchziehen, werden von Hochhäusern gesäumt, in denen Banken und Handelsgesellschaften untergebracht sind. Modegeschäfte stellen den neuesten Chic aus, alle großen westlichen Designer scheinen hier eine Dependence zu haben, alles spekuliert auf den Kaufrausch der Chinesen. Auf der Straße sehen wir viel schicke neue Kleidung, teure Jeans, Stiefelchen, allerdings wenig Extravagantes. Trotzdem: Welch ein Gegensatz zu den Zeiten der Kulturrevolution, als man selbst Schaufensterpuppen, wenn sie westlich drapiert waren, aus den Auslagen riss, um sie zu zerstören. Heute blüht der Kapitalismus.



Die Chinesen lieben Ziervögel. Marktstand in Kunming.

In dem kleinen alten Stadtzentrum, welches das neue China noch übrig gelassen hat, ein ganz anderes Bild. Hier gibt es vereinzelt noch ein paar geduckte Holzhäuser und ein riesiger Markt mit offenen Ständen und Buden zieht sich durch die Straßen und Querstraßen. Plötzlich befinden wir uns inmitten eines großen Gedränges, die ganze Stadt scheint auf den Beinen zu sein. Ist das Alltag? Oder wird heute am Montag ein Fest gefeiert, von dem wir nichts wissen? An den Ständen viel Schmuck und Tand für die eiteln Chinesinnen. Gebrauchsartikel werden feilgeboten und einige Händler verkaufen Haustiere, vor allem Vögel und Zierfische, die die Chinesen sehr lieben.

Kunming liegt fast 2000 Meter über dem Meeresspiegel auf einem Plateau und heute weht ein eisiger Wind durch die Straßen. Wir hatten uns auf eine Stadt eingestellt, die als „Stadt des ewigen Frühlings“ wegen ihres milden Klimas gerühmt wird. 15° Grad hatten wir erwartet, doch die Temperatur liegt weit darunter. Es ist bitterkalt und die Sonne ist kaum imstande, uns zu wärmen. In der Innenstadt finden wir mit Ausnahme einer völlig überfüllten Filiale

einer chinesischen Imbisskette kein einziges Restaurant, das uns ein warmes Plätzchen bieten könnte. Völlig durchgefroren begnügen wir uns am Ende aus lauter Verzweiflung mit einer kleinen Zwischenmahlzeit bei *Pizza Hut*, dem neuesten Schrei der einheimischen Kids. Dass wir in Kunming ausgerechnet da landen würden, hätten wir uns auch nicht träumen lassen.

Trotz allem gefällt mir die Stadt. Wie wohl in den meisten großen Städten Chinas hat sich ihr Gesicht in den letzten Jahrzehnten radikal gewandelt, aber was hier neu entstanden ist, gibt der Stadt ein durchaus unverwechselbar eigenes Gepräge und hat Atmosphäre. Die Hochhauslandschaften wirken gewachsen und erdrücken einen nicht, weil sie sich mit menschenfreundlich gestalteten offenen Stadträumen, zu denen auch die Kanalufer gehören, und mit den Resten der Altstadt zu einer organischen Einheit verbinden. Die Menschen, die sich auf den Straßen und Plätzen tummeln, scheinen ihre Stadt anzunehmen.

Im Internet recherchieren wir das Wetter in Lijiang, unserem nächsten Ziel im Nordwesten von Yunnan. Da wir dort die berühmten Jadedrachenschneeberge besuchen wollen, hätte es wenig Sinn, bei Regen und Nebel dorthin zu fahren. Aber es soll sonnig bleiben. Kalt ist es dort allerdings auch.

Abends geht das Drama „Restaurantsuche“ weiter. Wir lassen uns in eine Straße fahren, in die laut Führer die *haute volée* der Stadt ausgeht. Da müsste es doch etwas zu essen geben ...



Kunming, Fußgängerzone.

Ein Taxi nach dem anderen fährt vor, lädt schicke junge Leute aus, die rasch in den Edeldiscos und Vergnügungspalästen verschwinden, welche die Straße säumen. Die mehrstöckigen, glitzernden Gebäude werben mit schrillen, bunten Reklameschildern um die ausgehängte Jugend und sehen richtig teuer aus. Doch in dem ganzen Viertel, das wir durchlaufen, entdecken wir nur ein einziges Restaurant, und das hat sich ausgerechnet auf Feuertöpfe spezialisiert. Da muss man die Zutaten selbst zusammenstellen und in einem brodelnden Topf mit Brühe gar brutzeln, und das ist J. zu umständlich, zumal es auch keine englische Speisekarte gibt.

Unser Reiseführer benennt durchaus ein paar Restaurants in der Stadt. Doch als wir unter den Taxifahrern, die mehr an den reichen Jugendlichen interessiert sind, endlich welche finden, die bereit sind, uns zu fahren, verstehen sie nicht, wo wir hinvollen. Es hilft auch nicht, auf die chinesischen Schriftzeichen in unserem Führer zu deuten. Einer fährt schließlich los, aber vielleicht will er nur ein Geschäft machen. Er fährt uns in alle möglichen Richtungen, nirgendwo eine Spur von den gesuchten

Restaurants. Inzwischen ist es 22 Uhr, langsam machen wir uns Sorgen, ob wir noch etwas zu essen bekommen. Schließlich hält der Fahrer an einer Bar, die offensichtlich auf Westler zielt. Aber eine Küche hat man dort nicht und der Laden schließt auch gerade. Ein hilfsbereites Mädchen führt uns jedoch zu einem indischen Restaurant ganz in der Nähe, das noch geöffnet habe. Als wir ankommen, alles dunkel. Das Mädchen lässt sich aber nicht abschrecken, und tatsächlich, die freundliche, gemischt indisch-chinesische Mannschaft, die sich schon in ihre Jacken geworfen hatte, ist bereit, die Küche noch einmal zu öffnen und uns zu bekochen. So verbringen wir den Rest des Abends ganz allein im bitterkalten Obergeschoss

eines indischen Restaurants, schauen durchs Fenster auf die menschenleere Straße, auf die ein paar Straßenlaternen ein einsames Licht werfen, und vertilgen, bedient von einer netten Chinesin, die wenigstens Englisch versteht, ein einfaches indisches Mahl mit chinesischem Bier.

Um 23.30 Uhr sind wir zurück im Hotel. Die Bar in der Lobby hat schon geschlossen. Der Portier trommelt aber noch einen verschlafenen Kellner herbei, der auch tatsächlich aus der schon abgeräumten Bar noch zwei Biere ans Licht zaubert. Ein trübsinniges Vergnügen in der kalten Lobby, wir bringen es schnell hinter uns. Wenigstens unser Zimmer ist warm ...

Dienstag, 12. Februar / Kunming.

Als wir morgens unsere Nasen aus dem Hotel stecken, scheucht uns die Kälte gleich wieder zurück. Es sind kaum mehr als 6° Grad, der Himmel ist bedeckt und grau. Die Kälte hat uns so überrascht, dass ich beschließe, mir wärmere Sachen zu kaufen. Selbst die Suche nach einem hiesigen Kaufhaus ist mir jetzt allerdings zu viel, so sehr fröstelt mich allein schon bei dem Gedanken, aus dem Hotel zu gehen. Ich versuche mein Glück in einer Ladenpassage,



Alles für die Schönheit: Schuhputzer in Kunming.

die sich im Hotel befindet. Dort gibt es eine Reihe von Läden, die westliche Mode verkaufen, allerdings auch zu fast westlichen Preisen. In den schick gestylten, modernen Räumen, die offen ineinander übergehen, sind kaum Kunden zu sehen, wer kann diese für chinesische Verhältnisse sündteuren Artikel auch schon bezahlen? Die ganze Passage ist aufgescheucht, als wir von Laden zu Laden gehen und uns die Auslagen ansehen. Die Mädchen sind nervös und flattrig, als wäre hier noch nie etwas verkauft worden – und so unberührt sieht alles in der Tat auch aus. Für rund 180 Euro kaufe ich mir eine dickere Hose und einen wärmeren Pullover, aber schon beim Kauf habe ich das Gefühl, dass auch das nicht reichen wird.

Wir bummeln durch einen Komplex von Antiquitätengeschäften, die in einem historischen Gebäude im Zentrum untergebracht sind. Mit ihren schmutzig-blinden Glasscheiben, hinter denen sich eine überquellende Fülle verstaubter, von Spinnweben überzogener Ausstellungsstücke auftürmt, gleichen die vielen kleinen Lädchen eher kleinen Käfigen. Ich erstehe eine mit einem Metallbügel verschlossene alte Halskette für F. und ein kleines Riechfläschchen

mit zarten erotischen Darstellungen. Nicht weit entfernt liegt die größte Moschee der Stadt. Lange Zeit wurde die Stadt von Muslims beherrscht und es leben noch viele hier.

Danach zum Busbahnhof in der Nähe des Bahnhofs, um die Fahrt nach Lijiang klarzumachen. Ranzige Gegend. Heruntergekommene Marktstände, düstere Gestalten. Tibetanische Bettler schicken ihre Kinder zum Betteln vor. Ein kleines Mädchen umklammert meine Beine und will sie partout nicht loslassen, bis Passanten mich gnädig befreien.

In dem riesigen, düsteren Bahnhof weit und breit nur chinesische Schriftzeichen. Nach einigem Umherirren sehen wir einen Laden mit einem großen Fragezeichen auf der Frontscheibe. Ein Infostand? Jedenfalls nennt man uns dort die Schalter, an denen wir anstehen könnten. Nachdem uns die erste Schalterbeamtin, sichtlich erschrocken ob der englischen Sprache,



gleich wieder wegschickt, verkauft uns die zweite am Nachbarschalter dann tatsächlich die richtigen Tickets nach Lijiang.

Wir haben die Nase voll von der Kälte. Gegen 17 Uhr kommt zwar noch mal die Sonne raus, aber es reicht uns jetzt alles und wir kehren ins Hotel zurück. Die Kälte ist wirklich allgegenwärtig. Mit Ausnahme

Eine Kunminger Spezialität: *Nudeln über die Brücke*. Und immer gibt es grünen Tee zum Essen.

unseres Zimmers, das jedoch eher zu warm ist, gibt es für uns nirgendwo in der Stadt Möglichkeiten, uns aufzuwärmen. Das raubt uns viel Freude an dem, was wir machen, und motiviert nicht dazu, viel zu unternehmen. Meine neuen Klamotten mildern die Kälte leider wirklich nur wenig.

Abends per Taxi in ein Expat-Restaurant namens „Wei's“, in dem italienische und chinesische Küche geboten wird. Das hatten wir gestern schon per Taxi gesucht, aber da es inzwischen einen anderen Namen führt, hatte der Taxifahrer es nicht gefunden. Als wir heute gegen Mittag hier vorbeikamen, um die lokale Spezialität *Nudeln über die Brücke* zu probieren, lockte uns die italienische Wirtin, die wohl weiß, wie es Europäern hier ergeht, mit dem Versprechen „Heizung“ ins Innere. Das schöne, dreistöckige Haus, in dem sich das Restaurant befindet, ist fast ganz aus Holz gebaut. Die Gästetische gruppieren sich um einen offenen Innenhof. Wir sitzen im ersten Obergeschoss in einem abgetrennten, verglasten kleinen Nebenraum. Eine der beiden Türen und sämtliche Oberlichter sind geöffnet, so dass der winzige Heizstrahler, den man dort für die wenigen Gäste aufgestellt hat, nicht mehr als eine Illusion von Wärme schafft. Aber selbst diese Illusion kommt uns wie eine Erlösung vor.

Im wie immer gut gekühlten Hotel schließt die Bar heute schon um 23 Uhr. Das reicht auch.

Mittwoch, 13. Februar / Kunming-Lijiang.

Als wir morgens auschecken wollen, ein kleines Drama. Unser Zimmerschlüssel ist verschwunden. Trotz intensiven Suchens finden wir ihn nirgendwo im Zimmer. Erst beim Bezahlen klärt sich das Ganze auf. Er steckte von außen und das Flurmädchen hat ihn zur Rezeption gebracht.

Unser Bus fährt um 10 Uhr ab. Wir kommen eine Stunde zu früh und in der großen Bahnhofshalle liegt alles noch in einem trüben, funzigen Licht. Bis auf ein paar Geschäfte sind alle Lampen ausgeschaltet. Zu unserer Überraschung werden wir in einen Minibus geladen, der uns aber nur zu einem anderen Bahnhof in der Stadt fährt, wo wir in einen bequemen, großen Bus umsteigen.

Nachdem wir Kunming hinter uns gelassen haben, klart sich der Himmel allmählich auf. Während der ganzen Fahrt wolkenloser, tiefblauer Himmel. Und es ist warm im Bus, die Sonne scheint durch die Fenster und wärmt uns ...

In einer großen, zugigen Autobahnraststätte bekommen wir ein leckeres Mittagessen mit Reis und Mangold, das im Fahrpreis inbegriffen ist. Wunderschöne Landschaften, sanftbergig hinter Kunming, vor Dali wird es dann allmählich schroffer. Hier verlassen wir die Autobahn und wechseln auf eine gut ausgebaute Landstraße. Dali selbst traumhaft gelegen, mit seinen weißen, mit Ornamentbändern verzierten Häusern flach hingestreckt vor eine Kulisse leuchtender, schneeweißer Kalkberge. Danach fahren wir lange durch ein kilometerbreites, flaches Tal, das rechts und links von Bergen gesäumt wird, bis es dann wieder über Serpentin mit atemberaubenden Ausblicken in die Höhe geht. Vor Lijiang häufen sich die Reisfelder, viele sind stufig an die Hänge gebaut. Überall wird auf den Feldern gearbeitet.



In den Gassen von Lijiang. Im Hintergrund die Jadedrachenschneeberge.

Nach neunstündiger, wunderschöner Fahrt, einem echten Highlight dieser Reise, lädt uns der Bus in der Neustadt von Lijiang aus. Wie viele Touristen vor uns haben wir lange geschwankt, ob wir Dali oder Lijiang den Vorzug geben sollten, haben uns dann aber für die UN-Weltkulturerbe-Stadt entschieden, weil wir vom nahe gelegenen Flughafen besser zu unserem nächsten Ziel Jinghong starten können. Das steht fest, dass wir nach Lijiang der Kälte entfliehen und so schnell wie möglich in den warmen Süden weiterfahren werden.

Wieder verstehen die Taxifahrer nicht, wohin wir wollen. Schließlich fährt uns einer an den Rand der Altstadt, in die Autos nicht fahren dürfen. Es ist schon dämmerig, die roten Lampen werfen ein surreales Licht über die Straßen, die voller Menschen sind. Wie sollen wir hier unser Quartier finden? Wir ziehen einfach mal los mit unseren Koffern, drängeln uns durch die Menschenmassen über das holprige Pflaster. Niemand kennt das Quartier, das wir uns herausgesucht haben. Schließlich führt uns ein Mann ein paar Gassen entlang, doch wie

sich herausstellt, weiß auch er nicht, wo wir hinmüssen. Er will uns ein anderes Quartier vermitteln, das wir aber ablehnen, weil es keine Dusche hat. Ein weiteres, das uns ein Passant anbietet, hat zwar eine Dusche, ist aber mit verschlissenen Teppich in einem heruntergekommenen Haus so verrannt, dass ich eilends Abstand nehme. Die Suche geht weiter und noch sind wir weit davon entfernt zu verzweifeln. Das nächste Hotel, schön an einem der



Angehörige der Naxi.

Bäche gelegen, die Lijiang durchfließen, hat keine Zimmer mehr frei. Doch hier bitte ich die freundliche Tochter des Hauses, für uns einfach mal in unserem Wunschquartier anzurufen. Der Patron brummelt zwar ein wenig, aber am Ende klappt es. Wenige Minuten später biegen zwei halbwüchsige Jungen um die Ecke, um uns abzuholen. Es ist frappierend, wie wenig die beiden, gerade mal ihre Pflicht erfüllend, sich um uns kümmern. Ganz mit sich selbst beschäftigt, bieten sie uns nicht einmal an, unsere Koffer zu tragen, was in den holprigen Gassen schon eine erhebliche Erleichterung wäre, und wir haben Mühe, ihrem Schritt zu folgen. So etwas wäre in Thailand undenkbar, aber mich beeindruckt auch ihre Unabhängigkeit gegenüber den Touristen. Und immerhin, wir bekommen unser Quartier.

Im *Deer Source Inn* finden wir ein düster-verwinkelt, mehrstöckig an einen Hang gebautes Haus, das uns gerade einmal 100 chinesische Renminbi Yuan (CNY) pro Nacht kostet, was etwa 9,30 EUR entspricht. Ein schmaler Einstieg über fast meterhohe Steine leitet uns zu einem kurzen Gang, über den wir einen offenen Innenhof erreichen.

Eine enge, düstere Steintreppe führt zu den oberen Etagen. Im obersten Stockwerk hat man von einer großen, mit unzähligen Blumen bepflanzten Terrasse einen wunderbaren Rundblick über die Stadt. Im Sommer muss das ein Traumquartier sein. Unser kleines Zimmer im ersten Stock darunter hat immerhin Dusche, allerdings keine Heizung. Die sehr bemühte junge Wirtin zeigt uns aber gleich, wie wir uns behelfen können – mit den elektrischen Heizdecken, die in unseren Betten liegen ...

Und schon bald bin ich froh, dass ich sie habe, meine warme Kuschedecke. Denn auch hier Kälte, Kälte, Kälte, man kann ihr nicht entfliehen. In den einheimischen Restaurants sitzen die chinesischen Touristen in dicken Steppjacken beim Essen, weil nicht eins der Häuser seine Fenster geschlossen hält. Manche haben nicht einmal Fenster. Für die Leute, die sich unterhalten und fröhlich sind, scheint es ganz selbstverständlich zu sein, dass es in allen Räumen, wohin man auch kommt, zugig und kalt ist. Ich freue mich mit jedem kalten Platz, den wir durchleiden, mehr auf meine Decke. Schon bald wieder völlig durchgefroren, verzichten wir auf das Vergnügen, chinesisch essen zu gehen, und weichen auf das *Prague Café* aus, ein Expat-Lokal, das auch gern von Einheimischen frequentiert wird. Eine Heizung gibt es hier zwar ebenfalls nicht, aber wenigstens bleiben Türen und Fenster geschlossen. Wehe, einer lässt beim Gehen die Tür hinter sich offen, dann springen die Nachstsitzenden gleich auf, um sie hastig wieder zu schließen. Wie muss es hier erst vor ein paar Tagen zugegangen sein? Da soll es noch heftig geschneit haben.



Sie lockt die Touristen an ...

Die historische Altstadt von Lijiang ist für die Han-Chinesen ein bedeutendes touristisches Ziel geworden. Während die Neustadt fast komplett dem Erdbeben von 1996 zum Opfer fiel, sind die Häuser der Altstadt fast unversehrt erhalten geblieben. Abends werfen die unzähligen plustrigen Lampions, die an den Geschäften und Restaurants hängen, ein blutrotes



Dämmerlicht über die Stadt, die mit ihren bunten alten Holzhäusern, den verzierten Giebeln und den kleinen Bächen, die an schmalen, mit groben Steinen gepflasterten Straßen entlang plätschern, ein pittoreskes, fast schon übertrieben malerisches Bild abgibt. Menschenmassen schieben sich durch die Gassen. Ein wahres Völkergemisch ist hier unterwegs, in dem wir viele mongolische und tibetische Gesichtszüge ausmachen. Die einheimischen Naxi sind meist an ihren Trachten zu erkennen. Sie bilden die touristische Staffage für die Han-Chinesen, die, wie uns jemand erzählt, 95 Prozent der hiesigen Besucher ausmachen. Das Wohlstandsgefälle zwischen den „weißen“ Chinesen, die das Land heute beherrschen, und den einheimischen Völkern ist unübersehbar. Für die offensichtlich wohlhabenderen Han-Touristen reiht sich hier ein Geschäft an das andere. Junge, schick gekleidete Chinesenpaare stöbern in den Auslagen, prüfen Stoffe, probieren Kleider an und bestaunen die Schmuckauslagen. Auf keiner der malerischen Brücken, die die plätschernden Bäche überspannen, fehlt eine chinesische Braut, die sich für ein Foto in Pose wirft, und auf den Ufersteinen sitzen

... und er auch.

die Paare und beobachten die wusligen bunten Fische, die sich in dem flachen Wasser tummeln. Restaurants und Essensstände bieten ihre Köstlichkeiten feil, Marktfrauen in Tracht verkaufen Nüsse und saftig-rote Erdbeeren, und überall vor den Restaurants und Geschäften sitzen bildhübsche junge Naximädchen in historischen, fußlangen Kostümen und animieren die Passanten, ihnen ins Restaurant zu folgen oder sich die Auslagen der Geschäfte anzusehen. Es ist ein Riesentrubel, der uns anfangs reichlich befremdet, eine Puppenstube, ein chinesisches Disneyland, in dem es mit entleerten historischen Fassaden und ausgestaffierten Einheimischen nur noch um touristische Surrogate geht, wo aber, wie es uns scheint, nicht mehr wirklich gelebt wird. Dabei sollen in Lijiang noch rund 25 000 Naxi zu Hause sein ... Wir werden es hier, so mein erster Eindruck, nicht lange aushalten.

Donnerstag, 14. Februar / Lijiang.

Die Heizdecke war eine Wohltat in der Nacht, und wie nötig! Denn morgens, als wir aufstehen, ist unser Zimmer eiskalt. Immerhin gibt es eine Dusche mit warmem Wasser.

Eine Taxifahrerin, die wieder lange braucht, um uns zu verstehen, fährt uns in die Neustadt, die wenig Spektakuläres zu bieten hat. In den 50er Jahren und später gebaut, umschließt sie die historische Altstadt und dort spielt sich auch das wirkliche chinesische Alltagsleben ab. Vielleicht wären wir besser in einem der zahlreichen neuen Hotels untergekommen. Für

100 EUR pro Person, die wir erst mit einer aufwendigen Prozedur in einer nahegelegenen Bank abheben müssen, buchen wir unsere Flüge nach Jinghong.

Per Taxi lassen wir uns gut 10 Kilometer weit nach Baisha bringen. Bevor Kublai Khan im 13. Jahrhundert in China einfiel, war Baisha die Hauptstadt des Reichs der Naxi. Heute ist es nicht mehr als ein Dorf, das noch einen Nachklang des typischen Naxilebens konserviert hat. Ein paar wenige chinesische Touristen verlieren sich zwischen den vielen Verkaufsständen, die Antiquitäten, Kunsthandwerk und Trachtenmode der Naxi verkaufen. Männer sitzen beim Kartenspiel, alte Frauen ziehen schwatzend in ihren blauen Trachten vorbei. Wenn man sie fotografiert, beachten sie einen gar nicht, so dass ich viele Porträts machen kann. Vor einem Laden hängen vergilbte Zeitungsseiten aus. Hier hat *Mr. Ho* seine Praxis, den Bruce Chatwin mit einem Artikel als angeblichen Wunderheiler berühmt gemacht hat. Ho selbst praktiziert nicht mehr, doch seine Nachfolger zehren weiter von seinem Mythos. Tiefblauer Himmel heute und in der Sonne können wir sogar eine Weile in einem Café draußen sitzen. Endlich mal ein bisschen Urlaubsgefühl. An den Ständen kaufe ich mir eine lange Opiumpfeife, eine kleine, mit wunderbaren Landschaften bemalte Stellwand und ein Schmuckdöschen, das ich für Pillen verwenden will, alles für je ca. 10 EUR.



In Baisha.

Zentrum Baishas ist eine weitflächige, lauschige Tempelanlage mit Palästen, die aus verschiedenen Epochen stammen. In einem kleinen Tempelbau, der gerade von einer chinesischen Reisegruppe belagert wird, befinden sich berühmte Fresken, die allerdings in dem dunklen Licht kaum zu erkennen sind. Der chinesische Tempelstil gefällt mir auf den ersten Blick besser als der thailändische. Er ist weniger verspielt, klarer, „ernster“.

Zurück in Lijiang finden wir ein zweites Falang-Restaurant, das sogar mit Heizstrahlern aufwartet. Zu völlig überteuerten Preisen serviert man uns Bier in kleinen Schnapsgläsern. Ein Amerikaner singt zur Gitarre sentimentale Pop-Oldies. Was mag ihn hierher verschlagen haben?

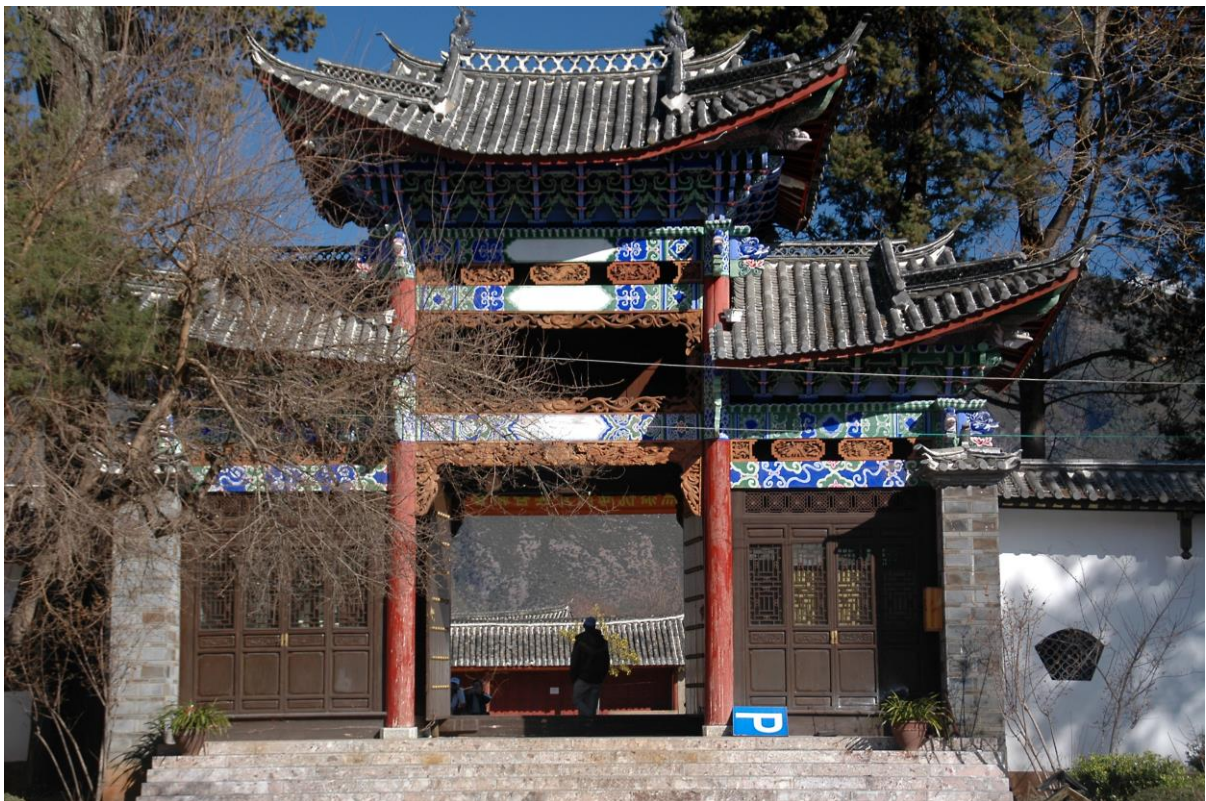
Für rund 36 EUR kaufe ich mir eine neue Aktentasche aus braunem Leder.

Wir essen wieder im *Prague Café*, das auf schmaler Karte einen bunten Mischmasch von europäischer (Nudeln & Pizza), japanischer und chinesischer Küche bietet. Aber selbst hier sind wir bald wieder so durchgefroren, dass wir den Abend frühzeitig abrechnen und um

23.30 Uhr bereits im Bett liegen. Leider habe ich vergessen, die Heizdecke vorher anzustellen. Kalte Minuten unter der Decke, doch bald umfängt mich wohlige Wärme und selten habe ich sie so auskosten wie in diesem kleinen chinesischen Zimmer, das wenig mehr ist als eine Baracke.

Freitag, 15. Februar / Lijiang.

Nach dem Frühstück, wieder im *Prague Café*, lassen wir uns mit dem Taxi zu den Jadedrachsensneebbergen bringen, einem der berühmten Naturdenkmäler Chinas. Für Jürgen waren sie einer der Hauptgründe, um in diese Region fahren zu wollen. Im Hintergrund der Ebene, in der Lijiang liegt, bilden die fünf Gipfel des Bergkomplexes eine mächtige, von überall her wahrzunehmende Kulisse, vor der sich die Stadt klein und bescheiden ausnimmt. Inzwischen haben die Chinesen die Jadeberge in einen Nationalpark umgewandelt, was selbst unser Reiseführer noch nicht wusste. Für den Eintritt müssen wir pro Person horrenden 270 CNY entrichten.



Auf dem Tempelgelände von Baisha.

Wir verzichten auf die Gondelfahrt, die in 4500 m Höhe führt, weil uns das zu kalt ist und wir die dünne Luft fürchten. Viele der chinesischen Touristen haben sich dafür mit Sauerstoffflaschen ausgerüstet. Stattdessen lassen wir uns mit einem Zubringerbus über schwindelerregende Serpentina zu einer Sesselliftstation bringen. Im offenen Lift steigen wir gemächlich 1000 Meter zu einer Aussichtsstation hoch, auf der sich schon unzählige in wattierte Pelzjacken gepackte Chinesen versammelt haben. Solche warmen Pelzjacken werden hier in einem Touristenladen auch verkauft – für gerade mal 12 EUR. Vielleicht hätte ich mich doch besser in einem einheimischen Kaufhaus ausstatten sollen ... Wie in Lijiang sind die chinesischen Touristen meist mit Reisegruppen unterwegs, oft einheitlich ausgestattet und immer von forschen, bunten Fähnchen schwenkenden Reiseleitern angeführt. Von der Station aus hat man über den Schneeboden befestigte Holzstege zum Wandern angelegt, denen wir ein paar hundert Meter folgen, um die traumhaften Rundblicke auf die schroffen, schneebedeckten Berge zu genießen, die vor dem blauen Himmel in glasklarer Luft vor uns liegen. Die Sonne wärmt so, dass es uns nicht zu kalt wird.

Im Taxi, das uns zurück nach Lijiang bringt, begleitet uns eine Weile ein junges chinesisches Paar. Der offensichtlich wohlhabende Geschäftsmann will seine schöne, mit Lederjacke, Stiefelchen und Sonnenbrille ausgestaffierte Begleiterin wohl mit ein paar schnellen Impressionen von der Gegend beeindrucken, aber er weiß so gut wie nichts über sie und fragt uns, was man sich anschauen sollte. An den Berghängen ärmliche Dörfer. Eine Herde von Pferden, die ungeachtet der Kälte von barfüßigen Cowboys angetrieben wird.

Auf dem großen Platz, der Alt- und Neustadt verbindet, sitze ich eine halbe Stunde in der Sonne und schaue den flanierenden Menschen zu. Eine Gruppe älterer, in ihre blauen Trachten gekleideter Naxifrauen, die sich in einer Art Polonaise untergehakt haben, zelebriert hingebungsvoll einen traditionellen Tanz, der mit gleichförmigen kleinen Schrittfolgen die Einheit der Gruppe zu beschwören scheint. Die Sonne strahlt von früh bis spät von einem tiefblauen Himmel herab. Wenigstens tagsüber bietet sie Erholung von der Kälte. Inzwischen gefällt es uns besser in der Stadt. An den Trubel haben wir uns gewöhnt.

In unserem Gasthaus reges Leben. Essensschwaden wehen durch den Innenhof. Immer steht irgendwo ein Grüppchen zusammen und quatscht, irgendwo wird Gemüse geputzt und jemand hält ein Schälchen mit Reis in der Hand. Eine sehr freundliche, zugewandte Atmosphäre.



Die Jadedrachenschneeberge.

Samstag, 16. Februar / Lijiang-Jinghong.

Unser letzter Tag in Lijiang. Wir lassen uns durch die Straßen treiben, sitzen mal hier, mal da ein Weilchen in der Sonne, schauen uns die Auslagen der Geschäfte an, die Schmuck, Lederwaren und lokale Spezialitäten wie getrocknetes Yak-Fleisch anbieten. Auch medizinische Spezialitäten Asiens wie die als *Energeticum* verwandte *Spirulina-Alge* werden feilgeboten. Auf dem zentralen Platz stehen Männer in Reitertracht mit dunklen, wettergegerbten Gesichtern, den mongolischen Zügen zufolge Uiguren. Sie führen Pferde an der Leine, mit einem kurzen Ritt können sich die Touristen ein Gefühl von Steppe kaufen. An den Ufern der schmalen Bäche, die die Stadt durchfließen, ruhen sich auf den Bänken alte Männer mit Spitzbärten aus. Naxifrauen in blauen Trachten sind in lebhaften Gesprächen vertieft. Sie beeindrucken mich mit ihren hellwachen, intelligenten Gesichtern, ganz anders als unsere dumpfen alten Türkinnen aus Anatolien. Eine alte Straßenhändlerin keift mich lautstark aus, als ich fotografiere, aber sonst ist das nirgendwo ein Problem. Ich probiere Erdbeeren, die

als einzige frische Frucht auf der Straße vertrieben werden: große, tiefrote Früchte, die unglaublich süß und aromatisch schmecken.

Als wir uns in einem chinesischen Restaurant für eine kleine Mittagsmahlzeit in die Sonne setzen, wird mir anhand der Karte, die viel Wild und exotische Gerichte bis hin zu Insekten aufführt, schmerzlich bewusst, auf was wir im *Prague Café* mit seiner Backpacker-schnittigen, mageren 08/15-Küche verzichten müssen. Aber bei der Kälte abends gibt es keine Alternative.

Wir haben unser Zimmer heute noch einmal für 60 CNY bis 17 Uhr gemietet, so dass wir uns in aller Ruhe auf den Abflug vorbereiten können. Für die 25 km lange Anfahrt zum Flughafen werden in der Neustadt Busse bereitgestellt. Der Flieger startet 20 Minuten vor der ausgewiesenen Abflugzeit.

Jinghong, Hauptstadt der Provinz Xishuangbanna, gut 500 km weiter südlich im äußersten Zipfel Chinas gelegen, schon ganz nah an den Grenzen zu Laos und Myanmar, rund 400 000 Einwohner. Wir hatten in dieser südostasiatischen Klimazone mit tropischen Tempe-



Modernes China. Werbetafel in Jinghong.

raturen gerechnet, doch schon im Flughafen sehe ich die Menschen in Jacken stecken und uns umfängt erneut eine Kühle, die nicht von einer Aircan herrührt. Der Taxifahrer begreift auf Anhieb unser Ziel, weil ich fürs *Crown Hotel* einfach mit den Händen eine Krone über meinem Kopf andeute. Während der Einfahrt in die Stadt beidseits der Straße mächtige, in schrillen Farben leuchtende Paläste, offensichtlich moderne Vergnügungstempel, deren Zweck ich jedoch nicht wirklich entschlüssele. Laut Führer suchen die Chinesen hier, ohne die Grenze überqueren zu müssen, ein preiswert zu erlangendes, tropisch-exotisches Südostasienfeeling, aber davon kann ich noch nichts entdecken. Beim ersten abendlichen Spaziergang wirkt die Stadt nur grell, laut und ein bisschen überdreht, und wahrscheinlich ist es genau das, was die chinesischen Touristen anzieht. Vom Zauber der alten Stadt hat der Neubauboom wenig übrig gelassen.

Wir landen in einem Traveller-Restaurant, in dem das chinesische *Tsingtaobier* ausgegangen ist – die Brauerei mache gerade Betriebsferien, sagt man uns. Neben uns ein

paar sichtlich heruntergekommene Weiße – Engländer, Australier oder Amerikaner. Ein abgerissener, vielleicht dreißigjähriger Mann mit Bart und tief liegenden Augen, im Arm ein Baby, fällt mir besonders auf. Offensichtlich ist er hier mit seiner einheimischen Frau hängen geblieben. Bleich und verbraucht hockt sie neben ihm. Er versucht uns und anderen Gästen selbst geschriebene Gedichte anzudrehen. Nachher dient er sich zwei kichernden belgischen Backpackerinnen an. Anscheinend warten er und seine Kumpane nur auf solche unbedarften Opfer, um der Langeweile und Tristesse in dieser öden Stadt zu entkommen. Im *Café Banana*, einer weiteren Bar für *Falangs*, treffen wir die Gruppe nachher wieder, ein Wanderzirkus, der wohl täglich in gleicher Weise umherzieht.

Die Bedienung erzählt uns, dass dreimal in der Woche Ausflugsboote direkt nach Thailand führen. Den Trip, der vom Morgen bis zum frühen Abend daure, könnten wir direkt im Lokal buchen. Das war unser Traum gewesen, uns hier einzuschiffen und auf dem vom Mekong gebildeten Niemandsland zwischen Laos und Myanmar direkt bis Thailand durchzufahren. Im Führer hatten wir darüber nur eine kurze, unpräzise Information gelesen, doch gab es einen Reisebericht im Internet. Wir entschließen uns, das übernächste Schiff am Mittwoch zu nehmen. Kein Laos, keine windige *Ebene der Tonkrüge*, die Kälte in China hat uns gereicht!

Über eine moderne, von großen, beleuchteten Reklamewänden gesäumte Zufahrt spazieren wir zum Mekong vor, der im Chinesischen *Lancang Jiang* genannt wird und hier nur wenig von der unvergleichlichen Flussatmosphäre spüren lässt, die in Laos so bezaubern kann. Angeblich soll sich hier in der Nähe ein Nachtmarkt befinden, doch von der weitläufigen Brücke aus sehen wir am Ufer nur ein paar offene, fast völlig leere Restaurants und Buden, die uns nicht weiter anlocken können.

Überall bisher ein extrem rücksichtsloser, geradezu asozialer Verkehr. Rechtsabbieger setzen sich gegen Fußgänger durch, indem sie die Straße einfach frei hupen. Zebrastreifen haben keinerlei Bedeutung.

Die Backpackerszene kotzt mich wieder reichlich an, doch es fällt schwer, eine Alternative zu finden. Anders als in Südostasien wirkt das öffentliche Leben wie abgeriegelt, den Schlüssel dazu finden wir nicht. Die menschenleeren, kahlen Eingänge zu den glitzernden Vergnü-



Die Verlockungen des Kapitalismus: Westliche Firmen sind in China überall präsent.

gungspalästen strahlen nichts aus, was einen Europäer ermutigen könnte einzutreten, und vor der Benutzung der einheimischen Restaurants steht das Sprachproblem. Die meisten Restaurants haben nur einsprachige Speisekarten. Selten habe ich die Sprachbarriere auf einer Reise als so gravierend empfunden wie hier in China. Auf

einmal merke ich, wie wichtig es ist, dass in den Führern einheimische Schriftzeichen vermerkt werden, worauf ich in Thailand noch nie geachtet habe. Doch wenn man Leuten den Reiseführer hinhält und auf die chinesischen Worte deutet, fällt auf, wie schwer es selbst den Einheimischen oft fällt, die chinesischen Schriftzeichen zu entziffern. Die Schrift konstituiert enorme soziale Klüfte und das expandierende Businessleben wie auch das Internet, die Zweisprachigkeit voraussetzen, dürften das noch erheblich verstärken. An der Bushaltestelle zum Flughafen haben wir heute beobachten können, wie eine Mutter mit ihrem Sohn mit großem Ernst Englisch paukte. Da steckte die ganze Schwere des *Wir-lernen-fürs-Leben* drin. Wer in China nicht Englisch versteht oder zumindest lesen kann, dürfte vom rasanten Tempo der Gesellschaft schnell abgehängt werden. Anders als die Vietnamesen haben es die Chinesen versäumt, ihre Schrift rechtzeitig umzustellen. Aber welche uralte Kultur steckt andererseits in ihrer Schrift, die aufzugeben nicht leicht fallen kann.

Nachts brauche ich eine zusätzliche Decke. Wo ist das subtropische Klima, das uns verheißt wurde?

Sonntag, 17. Februar / Jinghong.

Heute früh bedeckter Himmel. Wir spazieren über die neue Brücke. Über dem Fluss liegt ein grauer Dunst, doch allmählich bahnt sich die Sonne einen Weg durch die Wolken, es wird mit 20° Grad deutlich wärmer. Später kommt Schwüle auf.

Der botanische Garten der Stadt zeigt in einem ausgedehnten Gelände die Heilgewächse der Umgebung. Um die Jahreszeit blüht allerdings kaum etwas.

Die Gesichter der Leute ähneln schon sehr den Thais. Auch die Küche ist stark thailändisch beeinflusst.

Als wir im *Café Banana* unsere Bootsfahrt nach Thailand festmachen wollen, eine herbe Enttäuschung: Entgegen der gestrigen Auskunft gibt es erst ab 26. Februar wieder freie Plätze. Das hieße mehr als eine Woche zu warten. Also müssen wir doch den mühsamen Weg durch Laos nehmen. Es dauert eine ganze Weile, bis wir diesen Schock verdaut haben.

Tagsüber, wenn die Lichter der Vergnügungsstätten ausgeschaltet sind, wirkt Jinghong langweilig und leer. Das Alte hat man konsequent weggerissen, aber anders als in Kunming hat das Neue kein eigenes Gesicht entwickelt.

Montag, 18. Februar / Jinghong.

Beim Frühstück verliere ich meine Zahnkrone, die ich, nachdem sie mir kurz vor dem Urlaub schon einmal herausgefallen war, noch einmal provisorisch hatte befestigen lassen.

Wir wollen einen Ausflug in ein Dorf der Umgebung machen, das dummerweise wie die Abkürzung des Provinznamens *Banna* heißt. Auch mit Blick auf unsere Karte versteht kein Taxifahrer, wo wir hinwollen, keiner interessiert sich auch wirklich dafür. Im *Café Banana* sind die englischsprachigen Bedienungen gerade nicht da. Endlich schreibt uns ein Mädchen ein paar Schriftzeichen auf einen Zettel, doch der Taxifahrer verlangt 120 CNY für die einfache Fahrt von gerade mal 37 km – ein horrender Preis. Wir verzichten. Um es mit dem Bus zu probieren, ist es uns inzwischen zu spät.

Ich bin frustriert. Der öde Ort, Schiffspassage gecancelt, Krone rausgefallen, immer noch Kälte und jetzt nicht einmal die Möglichkeit, ein wenig die Umgebung kennenzulernen. Eine Mail an F. und eine angenehme, wenn auch seltsam befremdliche Fußmassage im benachbarten



Im Botanischen Garten von Jinghong.

Sightseeing Hotel bringen mich aber wieder ins Leben zurück. Zur Massage, die ich ganz allein in einem großen Raum genießen darf, werden mir vorab serviert: 1 Schälchen mit Sonnenblumenkernen, 1 Glas grüner Tee und die Fernbedienung für den Fernseher. Schönes Gefühl, das feingliedrige Chinesenmädchen, das sich kaum traut zu mir hochzuschauen, an meinen klobigen Beinen herumwerkeln zu lassen. Sehr entspannend! Danach vorm Abendessen noch ein bisschen lesen im *Mekong-Café*, wo man von der großen Terrasse im ersten Stock das Treiben auf der Straße beobachten kann. Zwei Männer prügeln sich gerade. Was kann man hier auch Besseres tun?

Fürs Abendessen haben wir gestern ein Thairestaurant ausfindig gemacht, das einzige im Ort, in dem wir eine englische Speisekarte entdecken konnten. In dem weitläufigen Raum, in dem neben den Holztischen große, grüne Plastikeimer für die Abfälle stehen, esse ich einen wunderbar zarten, in einer Chili-Lemon-Sauce gedämpften Fisch. Hinter uns bedient sich eine chinesische Gruppe von einer Schnapsflasche, die sie unterm Tisch deponiert hat. Eine Crew unnahbarer, in lange, enge Röcke gekleideter, blutjunger Mädchen schwirrt mit grazilen Bewegungen durch den Raum. Heute tragen sie hellgrüne Sachen, gestern waren es rote. Einige haben wegen der Kälte (obwohl es schwülwarm ist) Jacken über ihre Uniformblusen gezogen. Zwischendurch verstecken sie sich in der Nähe des Tresens hinter Bierkäs-ten, um auszuruhen oder miteinander zu plauschen. Es ist ein langer Arbeitstag, der frühmorgens mit Öffnung des Restaurants beginnt und abends erst endet, wenn das Restaurant schließt. In China wird früh und schnell gegessen und wenn man fertig ist, bricht man in der Regel auch sofort auf. Um 21 Uhr ist das Restaurant schon fast leer. *Falangs*, die wie wir nach dem Essen noch lange beim Bier sitzen bleiben, fallen auf. Als das Restaurant um 22 Uhr endgültig schließt, sehen wir einige der Mädchen schon im Nachthemd herumlaufen. Sie schlafen im Obergeschoss über dem Restaurant.



Unterwegs nach Mengla.

Dienstag, 19. Februar / Jinghong-Mengla.

Als wir aufstehen, kein warmes Wasser, die Dusche muss heute entfallen. Frühstück serviert das Hotel auch noch nicht. So sind wir schon um 6 Uhr früh am Bahnhof, über dem eine trübe Morgendämmerung hängt. Laut Führer fährt alle 20 Minuten ein Bus nach Mengla ab, unserem Umsteigeziel nahe der chinesisch-laotischen Grenze. Die Bahnhofshalle ist jedoch noch geschlossen. Leute sitzen schlaftrunken auf den Treppen

oder stehen auf dem Vorplatz herum. Als der Schalter um 7 Uhr öffnet, erfahren wir, dass erst um 8.15 Uhr ein Bus in unsere Richtung fährt. Um 8 Uhr fährt ein großer Bus vor, dessen chinesische Hinweisschilder wir nicht entziffern können. Ich zeige dem Gepäckhelfer, einem älteren Chinesen, unsere Tickets. Er prüft sie lange, beschaut sie mit zusammengekniffenen Augen von allen Seiten, dann lädt er ächzend unsere Koffer ein. Um 8.30 Uhr steht der Bus immer noch da, was in diesen Regionen aber durchaus nicht ungewöhnlich ist. Fünf Minuten später kommt eine Kontrolleurin durch den Gang, um die Tickets zu überprüfen. Sie stellt fest, und inzwischen hatte ich es auch schon geahnt: Wir sitzen im falschen Bus, der richtige ist vor wenigen Minuten abgefahren Hastig packen wir unsere Koffer wieder aus. Erbst schimpfe ich den offensichtlich halb blinden Gepäckhelfer aus, der sich ohne eine Gesichtsregung zu zeigen still verdrückt, und fast tut er mir schon wieder leid.

Wann fährt der nächste Bus? Niemand in der großen Wartehalle versteht uns, niemand weiß Bescheid. Eine frustrierende Odyssee der Ratlosigkeit beginnt. In Thailand hätte sich längst jemand um uns gekümmert, hier interessiert sich keiner der Einheimischen für unsere Nöte. Manche schauen her, sicher registrieren sie unsere Hilflosigkeit, doch niemand rührt einen Finger. Schließlich ruft die Schalterbeamtin ihren Boss herbei und nach einem langem Hin und Her der Verständnislosigkeit erfahren wir endlich, dass der nächste Bus um 13.15 Uhr abfährt. In 4 Stunden! Eine endlose Wartezeit beginnt und kein Hotel, kein Restaurant in der Nähe, wo wir frühstücken könnten. Eigentlich hatten wir vor, heute noch Luang Namtha in Laos zu erreichen, aber nun sitzen wir hier in der düsteren, zugigen Bahnhofshalle mit ein

paar armseligen Keksen in der Hand, und Mengla, immer noch in China, ist das einzige Ziel, das wir heute noch erreichen können.

Auf der Bahnhofstoilette (aber nicht nur dort) die Kabinen ohne Türen. Während man an der Wand steht und pinkelt, hocken hinter einem die Männer mit heruntergelassenen Hosen und kacken.

Endlich! Pünktlich um 13.15 Uhr biegt ein knallgelbes Gefährt um die Ecke. Ein Kleinbus, aber es ist unser! Gerade mal vielleicht 15 Plätze hat der Bus und wir schaffen es nur mit Mühe, uns in die Mitte der Rückbank zu quetschen, wo ich wenigstens ein bisschen Beinfreiheit habe. Eine schmale, holprige Straße, viel Lastwagenverkehr. Unser Fahrer überholt reichlich kühn. Parallel zu unserer Straße verläuft ein Teilstück der neuen Verbindung zwischen Kunming und Chiang Rai, das aber noch nicht freigegeben ist – eine hochbedeutsame Verkehrsachse, die drei Länder miteinander verbindet, und man kann an fünf Fingern abzählen, wie stark sie die Region verändern wird. Wir fahren durch ein fruchtbares Bergland, das mich an die Gegend um Luang Prabang erinnert. Enge Serpentinien mit atemberaubenden Ausblicken und immer wieder der Ausblick auf das von Bäumen verhangene Flusstal des Mekong. Zwei Unfälle unterwegs, einer davon mit Beteiligung eines Busses, zeigen, wie fragil die Sicherheit auf den Straßen ist.

In Mengla warten schon die Schlepper auf uns: Grenzstadtfeeling. Ein Halbwüchsiger fährt uns für maßlos übersteuerte 40 CNY per Fahrrad + Leiterwagen (auf dem wir sitzen) zu unserer Wunschunterkunft, nachdem es ihm nicht gelungen ist, uns mit der verführerischen Aussicht auf *Hot Water* ein anderes Hotel aufzuschwatzen, von dem er vermutlich Provision kassiert. Ich sehe nur die dicken, modrigen Teppiche und flüchte gleich wieder. Obwohl ich sofort energisch ablehne, bietet der Junge uns zigfach an, Dollar in Kip zu tauschen. Sie begreifen nicht, wie sehr sie sich mit solch dreister Drängelei ihre Geschäfte verderben. Dabei hat er mit seinen relativ guten Englischkenntnissen und dem pfiffigen Transportvehikel durchaus etwas zu bieten, und wir hätten ihn sicher für die morgige Fahrt zum Busbahnhof angeheuert. So sehen wir zu, dass wir ihn schnell verabschieden.

Im *Suifeng Hotel* im Bad kein Licht, keine Handtücher. Sehr viel besser als das erste Hotel ist es auch nicht. Aber Kondome halten sie zur Verfügung ... Abends essen wir, nachdem wir selbst auf der Hauptstraße lange kein Lokal finden, in einem betriebsamen Familienrestaurant, einem kleinen Raum mit Schiebeglastüren und reichlich Lokalkolorit. Es gibt einfaches, aber schmackhaftes Essen: Schwein mit schwarzen, knorpligen Pilzen. Leider jedoch kein kaltes Bier. Gegen 20 Uhr sind die letzten Gäste – ein specknackiger Offizier in Uniform mit seiner Frau, die ihn anhimmt, und einer hübschen, gelangweilten Tochter – abgefertigt, der soeben noch gerammelt volle Laden ist wie ausgestorben. Die vielköpfige, zum Teil noch minderjährige Crew versammelt sich jetzt um einen großen Tisch, um mit viel Schwatz und Genuss gemeinsam zu tafeln und den Tag zu beschließen.



Für Kondome ist in China überall gesorgt: Hotelzimmer in Mengla.

Laos.

Mittwoch, 20. Februar / Mengla-Muong Sing.

Am Morgen erneut weder Dusche noch Frühstück. Immerhin hat man abends noch eine Birne eingeschraubt und Handtücher hingelegt. Grauer Himmel, es regnet, der Busbahnhof ist aber nur wenige hundert Meter vom Hotel entfernt. Als hätte man schon auf uns gewartet, werden wir gleich in einen Kleinbus gewiesen, in dem sich schon zwei hemdsärmelige belgische Traveller breitgemacht haben. Sie kommen, wie sie uns erzählen, aus dem eiskalten Peking und scheinen so begeistert zu sein, dass hier im Süden kein Schnee mehr liegt, dass einer sich gleich in kurze Hosen geschmissen hat. Über unsere Frostgefühle lachen sie nur.

Eine gute Stunde brauchen wir über die holprige Straße, bis wir die Grenze erreichen, wo wir zügig abgefertigt werden. Das war also China ... Wehmut will bei uns kaum aufkommen. Eher sind wir froh, dass wir uns allmählich wieder wärmeren Gefilden nähern können. Dennoch werde ich sicher irgendwann versuchen, meinem noch sehr bruchstückhaften Chinabild ein paar mehr Facetten hinzuzufügen.

Ein knatternder, nach Benzin stinkender offener Kleinlaster bringt uns zur laotischen Grenzstation, wo es tatsächlich schon *Visa on Arrival* gibt, wir hätten uns die laotische Botschaft in Bangkok also sparen können. Für die Strecke bis Luang Namtha werden wir, immer noch mit den Belgiern



Unser Quartier in Muong Sing.

vereint, in einen Bus verladen, der uns über eine holprige Straße durch eine wunderschöne Berglandschaft fährt. Neben uns verläuft weiter die neue Verkehrsachse nach Chiang Rai, die auf der laotischen Seite schon besser ausgebaut ist als auf der chinesischen und hier teilweise auch schon befahren wird. Nach wie vor ist es bewölkt und kühl. Ein paar Reihen vor uns hört eine alte Frau gar nicht mehr auf, sich frei zu husten. Ab und zu kotzt sie mit viel Getöse auf die Straße. Ein Junge hinter ihr tut es ihr bald nach.

Nach zwei Stunden Busfahrt erreichen wir Luang Namtha. Ein tristes Nest, wir sind froh, hier nicht übernachten zu müssen. Am Busbahnhof, wo wir ausgeladen werden, an einem Marktstand endlich Kaffee und ein paar Happen zu beißen. Neugierig beobachtet von den freundlichen Mädchen, die uns bedienen, genießen wir das wie eine Erlösung. Hier können wir auch unser restliches chinesisches Geld in laotische Kip eintauschen. Nahe der Grenze wird der Renminbi Yuan ebenso wie der thailändische Baht als Zweitwährung akzeptiert.

In Luang Namtha verabschieden sich die Belgier von uns. Für den Rest der Strecke bis Muong Sing werden wir in ein bis auf den letzten Platz besetztes, offenes *Sǎwngthǎew* verfrachtet. Eine Händlerin hat Dutzende von Säcken mit Weißkohl im Gang platziert, die sie, wie wir später feststellen werden, auf dem Markt von Muong Sing verkaufen will. Unterwegs einfache Dörfer mit Holzhütten. Hühner und Wildschweine laufen über die Straßen. Laotinnen mit ihren engen, gesäumten Röcken. Ich fühle mich spontan wieder heimischer als in China.

1994 war ich zum ersten Mal in diesem Land unterwegs, in dem ich mich allerdings nie so wohlgefühlt habe wie in den anderen südostasiatischen Ländern. Damals sind wir mit dem Bus von Vientiane nach Vang Vieng gefahren, weiter ins Land zu reisen, war offiziell noch nicht erlaubt. Vang Vieng war ein verschlafenes Nest, noch Meilen entfernt von dem überlaufenen Backpacker- und Drogenparadies, zu dem es später verkommen sollte. Ich erinnere mich an die zauberhafte Landschaft, die die Stadt umgibt, Kalkberge, die schroff in den blauen Himmel ragen, von Wasserfällen gebildete kleine Tümpel, in denen die Touristen planschten. Durch den Ort liefen, mit ernsten Gesichtern, die Rücken gebeugt, die ersten Kiepentragerrinnen, die ich sah, und das rätselhafte Klo in unserer mehr als schlichten Pension bestand aus nicht mehr als einem kahlen, weiß gekalkten Raum, der durch eine Wand geteilt wurde. Unter dieser war zum Boden hin ein handbreiter Spalt belassen, durch den man seinen Mist mit einem Eimer auf die andere Seite der Wand spülen musste. Es brauchte eine Weile, bis ich das Prinzip verstanden hatte.

Damals wurde die bergige Straße nach Luang Prabang gerade erst gebaut, die ich Jahre später, als das alles auch offiziell erlaubt war, mit J. in einem zugigen, kalten Bus befuhr. 1994 gab es keine reguläre Verkehrsverbindung, doch D. vermittelte mir von Anfang an die



Die Hauptstraße von Muong Sing.

Zuversicht, dass wir schon ein Transportmittel finden würden, um in die legendäre Königsstadt zu gelangen. Das fanden wir auch tatsächlich in einem Baulaster, der bereit war, uns mitzunehmen. Doch wer arme, infrastrukturschwache Länder wie Laos bereist, muss immer damit rechnen, dass irgendetwas nicht klappt, und hier machte ich eine meiner ersten Erfahrungen mit dieser Regel. Denn als der Laster am nächsten Morgen losfahren wollte, verpasste ich mir gerade an

dem großen Holzbottich hinterm Haus mit der Schöpfkelle eine kalte Dusche. Die Wirtsleute erzählten D., ich sei ins Dorf gegangen. Er fand mich nicht und der Laster fuhr ohne uns ab.

So dauerte es noch sechs Jahre, bis 2000, ehe ich endlich doch in die alte Königsstadt aufbrechen konnte. Die Straße war inzwischen gebaut, doch als wir in Vientiane für eine ganze Tagesreise in den klapprigen alten Bus stiegen, dem schon sämtliche Fenster ausgefallen waren, roch das doch ein wenig nach Abenteuer. Es wurde eine wunderbare Fahrt daraus, was wir jedoch nicht bedacht hatten, war die gotterbärmliche Kälte, die sich nach 18 Uhr, wenn die Sonne untergegangen ist, über das Land legt. Die Leute zogen die Reißverschlüsse ihrer dicken Jacken hoch, mummelten sich ein, und bald breitete sich im Dämmerlicht der einbrechenden Nacht eine seltsame Vertrautheit in dem Bus aus. Tratsch und Geschichten machten die Runde, es herrschte eine vielstimmige Heiterkeit, als brächte die Kälte die Leute einander näher. Wir aber hatten, von der tropischen Hitze Vientianes verwöhnt, nichts als unsere T-Shirts und froren wie die Schneider.

Als wir spätabends in Luang Prabang ankamen, fand sich kein Restaurant mehr, das geöffnet hatte. In einem Lokal gab es wenigstens noch Bier. Während die Wirtsleute hinter der Tür auf dem Boden schon schliefen, saßen wir mit ein paar anderen draußen auf den Stufen, und wenn wir Bier brauchten, holte es einer, indem er über die Schlafenden hinwegstieg.

Und dann das Hotel, das *Phousi Hotel* am Hang des gleichnamigen Stadtbergs. Es war relativ teuer, aber wie egal war uns das, als wir die dicken, plüschigen Federbetten erblickten. Federbetten in Südostasien! Nach der Kälte an diesem Abend genossen wir sie, als hätte man uns direkt ins Paradies katapultiert.

Am nächsten Tag waren wir ausgeschlafen und alles war gut. Luang Prabang entpuppte sich als ein wunderbarer Ort, um dort ein paar Tage zu verbringen. Der Bootsausflug zur Höhle von Pak Ou, die Tempelanlagen eine schöner als die andere, Spaziergänge am Mekong, der sich wie ein funkelndes Diadem um den Ort legt, frühmorgens und nachmittags um 16 Uhr der tägliche monotone Klang der Mönchstrommeln, abends köstliches Essen in den Restaurants – wir genossen jede Minute.

Schöne Erinnerungen, doch als wir gegen 13 Uhr – wir haben die Uhr eine Stunde zurückgestellt – in Muong Sing eintreffen, fällt es mir schwer, sie lebendig zu halten. Über morastige Straßen bringt uns ein Taxi zu unserem Wunschhotel, dem *Phouiu II*, wo wir für nicht ganz billige 25 Dollar ein riesiges Apartment mit Terrasse beziehen. Es liegt in einer Anlage, die sich, in einer Seitenstraße 100 Meter von Haupthaus und Restaurant entfernt, hufeisenförmig um einen großen Garten schmiegt.

Muong Sing, ein weit gestreutes, ödes Dorf, mit einer tristen Hauptstraße und schlammigen Wegen, die geradewegs ins Nichts zu führen scheinen – eine Enttäuschung, über die nur die grandiose Bergkulisse im Hintergrund ein wenig hinwegtrösten kann. Doch jetzt liegt auch



Wohnhaus in Muong Sing.

sie in dem gräulich trüben Licht, das uns schon den ganzen Tag umfängen hat. In den späten 90er Jahren soll das hier mal ein legendärer Drogentreff gewesen sein, bis die rigorose laotische Drogen- und Umsiedlungspolitik dem ein Ende bereitet hat. Ein paar mehr oder weniger heruntergekommene Holzhäuser sind noch erhalten, und für Touristen ist Muong Sing ein beliebter Ausgangspunkt für Trek-

king-Touren zu den einheimischen Völkern geblieben, die in den Bergen der Umgebung leben. Die Gegend wird vor allem von den *Lue* und den *Akha* bewohnt. Muong Sing war früher die Hauptstadt des Fürstentums der *Lue*.

Vor dem an der Hauptstraße gelegenen Haupthaus unseres Quartiers, wo wir uns nach dem ersten ernüchternden Spaziergang mit ein paar Bieren trösten, machen zwei Hunde erbitterte Jagd auf ein kleines schwarzes Schwein, bis jemand sich erbarmt und die schon ganz heiseren Köter mit Steinen vertreibt. Immer noch keine Spur von der Wärme, die wir in Laos erwartet hatten. Dicke Regenwolken hängen über dem Ort, alles ist nass und matschig. Es ist kalt, wenn auch nicht mehr so sehr wie in Lijiang, und soll sogar noch kälter werden. In Jacke und Pullover kann man gerade noch draußen sitzen, doch unsere luftige, große Holzhütte ist von der Feuchtigkeit ganz klamm und kühl und dadurch unwohnlich geworden. Wir kommen kaum dazu, unsere Terrasse zu genießen. Wenigstens gibt es eine Dusche und warmes Wasser.

Abends in ein vom Führer empfohlenes Restaurant an der Hauptstraße. Die gesamte Crew sitzt an einem Nebentisch und rührt keinen Finger, bis sich endlich der Patron selbst bequem aufzustehen, aber auch nur andere Gäste bedient. Aus Protest wechseln wir in das Restaurant nebenan, wo uns ein verschlafenes altes Ehepaar bedient. Nachdem wir gegessen haben – die alten Leute sind längst verschwunden –, stellt uns ein junger Schnösel in Armeehose und T-Shirt noch ein Bier auf den Tisch, öffnet es und sagt: *ten minutes!* Um 20.30 Uhr schließe der Laden! Mit grimmiger Miene verfolgt er, wie wir unsere Zeit genüss-

lich bis um 20.45 Uhr ausdehnen. Der Ort ist längst wie ausgestorben und eine halbe Stunde später liegen wir im Bett. An der kaum motivierten, misslaunigen Bedienung in den Restaurants merkt man deutlich, dass die besten Zeiten Muong Sings vorbei sind. Wenn abends die Trekking-Touren beendet sind, sind die *guesthouses* und Restaurants fast leer, und es scheint so, als rechneten sie auch mit niemand mehr.

Donnerstag, 21. Februar / Muong Sing.

Heute endlich schönes Wetter, bedeckt, aber schwül-warm.

Neben uns zieht ein treuherziges Berliner Paar ein, das jedes Akha-Weib mit der Kamera verfolgt, den Einheimischen für ein paar Fotos alles Mögliche abkauft und sich wundert, dass nach einer Weile eine ganze Traube an ihm klebt. Kein Wunder, dass die Akha sich nicht mehr fotografieren lassen, ohne gleich die Hand aufzuhalten. Es sind Berliner, man merkt es, und irgendwie gefällt mir ihre schräge, unbekümmert ahnungslose Art zu reisen. Zwischendurch sind sie verzweifelt auf der Suche nach etwas Essbarem wie Brötchen, denn der Mann rührt kein einheimisches Gericht an. Ungläubig und absolut überzeugungsresistent lauscht er unseren begeisterten Erzählungen vom thailändischen Essen. Seine Frau hat sich immerhin schon zu Suppen vorgetastet.



Zeit zum Abräumen. Der berühmte Markt von Muong Sing wurde in die Nähe des Bahnhofs verlegt.

In der Bank neben unserem *guesthouse* tauschen sie keine Euro, nur Dollar. Wir finden aber eine andere, wo wir allerdings einen grottenschlechten Kurs bekommen. Der Wert des Euro scheint sich noch nicht bis in die laotische Provinz herumgesprochen zu haben.

Der weitläufige Markt des Orts, der sich an der Hauptstraße befand, war früher eine der großen touristischen Attraktionen Muong Sings. Hierher kamen schon früh am Morgen die Eingeborenen aus den Bergen, um ihre exotischen Waren zu verkaufen. Ich habe in Vang Vieng und Luang Prabang selbst erleben können, was auf den hiesigen Märkten alles an seltsamen, oft noch lebenden Tieren und erstaunlichen Dinge verkauft wird, das in eine Schweinsblase gefüllte Blut war da noch das Geringste. Inzwischen hat man den Markt an den Bahnhof verlegt und er hat viel von seinem Reiz verloren. Als wir ankommen, ist es schon beinahe

zu spät. Die meisten Tische sind abgeräumt, nur ein paar Stände mit Obst und Haushaltswaren sind übrig geblieben.

Nirgendwo Internet, ich muss meine täglichen Mails an F. unterbrechen. Auch die Post hat nur morgens geöffnet.

Was wir abends hier zu essen bekommen, ist fad und langweilig. Kein Vergleich mit der Qualität, die die thailändische Küche selbst noch in der tiefsten Provinz aufweist. Während dort immer eine ganze Batterie von Gewürzen auf dem Tisch steht, begnügt man sich hier mit Salz und einer Flasche Sojasoße. In den Restaurants auch schon mal eine Bedienung in Jeans, was man sonst so gut wie nie sieht. Da macht sich schon der Einfluss der Fremden bemerkbar. Nach wie vor finden wir den Ort alles andere als aufregend – wir werden morgen wieder aufbrechen und haben inzwischen auch sämtliche Ideen, noch weiter durch Laos zu reisen, z.B. durch die *Ebene der Tonkrüge*, gecancelt.

Mit Ausnahme von Luang Prabang und auch Vientiane war ich nie sehr begeistert von diesem Land. Vielleicht liegt es an den Eigenarten von Bergvölkern, dass ich die Menschen kühl und gleichgültig, ja abweisend fand, und auf dieser Reise kommt mir alles noch muffiger und enger vor denn je, was aber auch mit dem schlechten Wetter zu tun haben mag. Die laotischen Städte und Orte, und Muong Sing bestätigt das nur, sind für mich immer gesichtslose,



Laden in Muong Sing.

verbaute, zusammengewürfelte Konglomerate von heruntergekommenen, irgendwie verlorenen Behausungen gewesen, die man lieblos in die Landschaft gestellt hat. Sie haben wenig Gewachsenes, in sich Ruhendes, das ganze Gegenteil zu den farbigen, quirlig-lebendigen Städten Thailands und zur trägen, erdschweren Gelassenheit, die die Städte in Kambodscha ausstrahlen. Also so schnell wie möglich auf nach Thailand, das wir morgen schon via Xien Kok und Mekong zu erreichen hoffen. Inzwischen haben wir dort – neben Chiang Rai – auch unser nächstes großes Ziel ausgemacht: Phrae oder Nan standen zur Diskussion. Wir haben uns für Phrae entschieden.

Abends geraten wir in ein Tempelfest, für das der Tempel im Zentrum des Orts schon den ganzen Tag über hergerichtet und geschmückt worden ist. Die Hauptstraße ist voller ausgelassener, fröhlicher Menschen, die in Grüppchen zusammenstehen, die Essensstände umlagern und mit Pfeilen auf Luftballons werfen. Daran beteiligen sich auch die jungen Mönche

mit Begeisterung. Es ist ein schöner Abschluss für diesen öden Ort. Um 23 Uhr liegen wir im Bett.

Freitag, 22. Februar / Muong Sing-Chiang Khong.

Die ganze Nacht hat es geregnet. Als wir morgens aus unserem Apartment treten, ist es jedoch wieder trocken. Durch viele Pfützen rollen wir unsere Koffer zur Straße. Im Hotel will man meinen zerknitterten 10-Dollar-Schein nicht akzeptieren. Wir müssen unsere letzten intakten Dollarnoten zusammenkratzen, um hier wegzukommen.

Der Busbahnhof von Muong Sing ein Dreckloch. Aller Abfall wird auf den Boden geworfen. Matsch, Pfützen. Um 9 Uhr fährt der Bus ab. Kein *Săwngthăew*, sondern ein geschlossener Kleinbus – welch eine Wohltat bei der Strecke, die jetzt vor uns liegt. Eine halbe Stunde lang sammelt der Fahrer erst einmal im Ort mit lautstarken Rufen weitere Mitfahrer ein.

Am Ausgang von Muong Sing eine Kontrolle auf illegale Hühnertransporte. In der Gegend herrscht gerade die Vogelgrippe, wie wir schon einigen Plakataushängen entnehmen konnten. Deshalb also gab es am ersten Tag in unserem Hotel kein Huhn! Unterwegs desinfizieren noch zweimal Männer mit Mundtuch und großen Spritzen die Reifen. Wunderbare Fahrt durch eine, wie es uns scheint, fast unberührte Berg- und Eingeborenenwelt, die wir ausreichend Zeit haben zu bewundern, weil die ungepflasterte Schotterstraße den Fahrer zwingt, langsam zu fahren. Viele Akhadörfer, am Straßenrand Frauen und Mädchen mit Tragekiesen, Jäger mit Gewehren. Wir sind ganz weit abseits tief im nördlichsten Laos.



Muong Sing: Tempelfiguren mit Opfergaben.

In Muong Long unkompliziertes Umsteigen in einen anderen Bus, der uns bis Xien Kok, unserem ersten Ziel heute, bringt. An einer Straße hoch über dem Mekong werden wir ausgeladen. Unten der Fluss still, ohne Bewegung, ein paar Lastkähne sind am Ufer vertäut, das Wasser glitzert in der Sonne. Auf einmal ist es brütend heiß. Niemand ist zu sehen hier am Ausgang des Orts. An der Straße befindet sich eine Wachstation, aber

auch dort sehen wir niemand. Möglicherweise ist die Station ein Vorgriff auf die Zukunft, denn hier soll demnächst eine Brücke zum anderen Ufer eröffnet werden, das bereits zu Myanmar gehört. Dann dürfte auch hier der Trubel der Zivilisation Einzug halten.

Ein verschlafener, einsamer Nachmittag am Ende der Welt, und wäre dies nicht Südostasien, würde ich denke: Hier kommen wir nie im Leben mehr weg! Aber es ist Südostasien, und plötzlich ruft uns von wer weiß woher eine Frau etwas zu. Sie winkt und bedeutet uns, zum Fluss hinunterzusteigen. Schwitzend in unseren auf einmal viel zu warmen Klamotten stolpern wir zweifelnd und unsicher mit unseren Koffern auf einem Schotterweg den Abhang hinunter. Es ist niemand und nichts zu sehen, was wir als Zeichen für was auch immer deuten könnten. Plötzlich aber taucht wie aus dem Nichts ein Mann auf und spricht uns an. *Wollt Ihr ein Boot?* Na, und ob! 3500 Baht koste das ... Baht, nicht Kip – eine horrend Summe für hiesige Verhältnisse! In Muong Sing hatte man uns in einem Trekking Center sogar 4000 Baht genannt. Ein junger, blasierter Reisetester vom *Reise Know-how-Verlag*, der uns mehrfach begegnet ist, hatte das mit angehört und spitz über seine Brille hinweg gefragt: *Ach, Ihr wollt mit dem Boot fahren?* Auch unser Reiseführer erwähnt die Mekongtour

zwar, ohne sie jedoch zu empfehlen, und auf den Seiten des Auswärtigen Amts wird sogar ausdrücklich vor den Gefahren gewarnt.

Doch Xien Kok ist ein Nadelöhr. Wer einmal bis zu diesem abgelegenen Grenzort vorge-
drungen ist, hat keine Wahl mehr, und das wissen sie nur zu gut. Um schnell und ohne lange
Busfahrten nach Thailand zu gelangen, gibt es nur den Fluss, eine Landverbindung parallel
zum Mekong existiert nicht. Für den Landweg hätten wir uns schon in Luang Namtha ent-
scheiden und eine gänzlich andere Route einschlagen müssen. Von Xien Kok wieder zu-
rückzufahren würde uns, abgesehen davon, dass wir den gleichen Weg zurücklegen müsst-
en, glatte zehn Stunden Umweg kosten. So sind wir froh, dass wir ein Boot gefunden haben,
denn während der Anreise hatten uns durchaus Zweifel begleitet, ob das klappen würde.
Aber nun, da wir am Ziel sind, können wir nach all den Warnungen ein flaues Gefühl im
Bauch nicht ganz verbergen.

Wir legen Schwimmwesten an und dann entwickelt sich alles – wie so oft – ganz anders, als
wir befürchtet hatten. Nachdem wir die ersten fünf mulmigen Minuten überstanden haben,
beginnt eine traumhafte Fahrt durch eine märchenhaft schöne Flusslandschaft. Der Mekong
hat hier über viele tausend Jahre eine äußerst bizarre Felslandschaft geformt. Durch ein Bett
von manchmal nur 20, manchmal bis zu 100 Metern Breite mäandernd, liegt der Strom inmit-
ten eines Saums hoher dunkler Steine, einer mächtigen, schwarzen bis nilpferdgrauen Ge-
steinsformation, die über die Jahrtausende äußerst bizarre Formen gebildet hat und den
Fluss, der um diese Jahreszeit nur Niedrigwasser führt, meterhoch überragt. Im Hintergrund
liegen die Berge, von dichtem, grünem Dschungel überwuchert. Ab und zu begegnen uns
Lastkähne. Immer wieder hat der Fluss hoch liegende, spiegelglatte Sandbänke ange-
schwemmt, die weißlich in der Sonne leuchten. Die Horrorwarnungen in unseren Reisefüh-
rern und auch die grässlichen *Speed Boats*, die wir 2000 in Luang Prabang über den Me-
kong fegen sahen, wo sie den Passagiertransport bis nach Vientiane hinunter an sich geris-
sen haben, hatten uns eine ohrenbetäubende, lärmende Bootsfahrt befürchten lassen, doch



Mönche beim Luftballonwerfen.

jetzt ist alles ganz anders.
Wir fahren mit einer zivilen
Geschwindigkeit von viel-
leicht 30/40 Stundenkilome-
tern, der Motorlärm ist gut
zu ertragen, und wir können
uns ganz von der bezaue-
bernden Landschaft einfan-
gen lassen.

Nach zweistündiger Fahrt
werden wir in einem kleinen
Ort namens Ton Pheung
ausgeladen, 50 km vom
Grenzort Houay Xai, unse-
rem Ziel, entfernt. Wie
kommen wir von hier wei-
ter? Nahebei an einer
Wachstation lungern ein

paar Leute in der Nachmittagshitze herum, die ich nach einem Taxi frage. *No have*. Ich ärge-
re mich über ihre betont gelangweilte Art, kein Gesichtsmuskel regt sich, um vielleicht mal
ein Lächeln durchzulassen. Endlich bequemt sich einer der Männer, der wohl zu der Station
gehört, mit seinem Handy ein Auto herbeizutelefonieren. Zwischendurch bietet uns ein hin-
zugeeilter Chinese an, uns für horrend 1500 Baht zu fahren. Sie wissen, was sie sich hier
leisten können, und bestimmt sind schon manche Touristen auf solche Angebote reingefal-
len. Nach endlos langen Minuten, in denen wir immer wieder überlegen, ob wir den Chinesen
nicht doch anheuern sollten, fährt endlich ein *Săwngthăew* vor. Mit dem freundlichen Fahrer
machen wir einen Preis von 500 Baht aus.

Wir fahren jetzt durch eine deutlich wohlhabendere Landschaft. Reiche Bauernwirtschaften,
aufwendige Steinhäuser. Bald eröffnen sich wieder traumhafte Blicke auf den Mekong, der

sich tief unter uns vor einer grünen Bergkulisse durch ein schmales Tal schlängelt, immer wieder gebrochen von Sandbänken und mächtigen Felsriffs, die sich dem Wasser entgegenstemmen.

In Houay Xai haben wir Glück. Gegen 17 Uhr erwischen wir gerade noch die letzte Fähre, die uns zusammen mit einer Gruppe von aufgeregt quiekenden Chinesen in das nächste Land unserer Reise bringt. Am anderen Ufer liegt Chiang Khong, wir sind wieder in Thailand! Unser nicht gerade aufregendes, aber billiges Hotel (200 Baht), wo uns ein paar aggressive Wachhunde anklaffen, liegt direkt an der Hauptstraße, und wir beschränken unsere Stadterkundung auf ein paar wenige Schritte die Straße entlang. Keiner hat nach dem anstrengenden Tag mehr Lust auf große Unternehmungen. Gerade mal noch eine Wechselstube suchen, um unsere Kip zurückzutauschen, die wir zu unserer Überraschung auch tatsächlich auftreiben, und morgen geht es weiter zu unserem nächsten Ziel. Seit Xien Kok haben wir endlich die tropischen Temperaturen, die wir so lange vermisst haben. Zum ersten Mal seit Bangkok laufe ich wieder in Sandalen und ohne Strümpfe. Am 17. Tag unserer Reise ...

Abendessen für 155 Baht in einem einfachen, offenen Restaurant direkt an der Straße. In der Absackerbar schräg gegenüber, in der wir den Tag beschließen, setzt sich die aufgeweckte, eloquente Besitzerin zu uns an den Tisch, eine reiche, arrivierte Thai mit Stil und Eleganz, die sich wortreich über den Tattoo-Kult der jungen Leute mokiert. Sie schwärmt von Europa, wo sie schon mal allein Urlaub gemacht habe, besonders von der europäischen Sauberkeit. Dreizehn Länder habe sie besucht, darunter auch Deutschland.



Auf dem Mekong unterwegs.

Thailand.

Samstag, 23. Februar / Chiang Khong-Chiang Rai.

Gegen 10.30 Uhr fährt unser Bus nach Chiang Rai ab. Gut drei Stunden sind wir, entspannt auf den Rücksitz geflegt, in dem fast leeren Linienbus unterwegs. Chiang Rai sehe ich nach fast 15 Jahren wieder. Auf meiner ersten Asienreise 1994 mit D. haben wir hier Station gemacht, um den Jeep anzumieten, mit dem wir dann via Thaton die große Exkursion ins *Golden Triangle* unternommen haben. Außer dass mir die Stadt gefallen hat, erinnere ich mich an fast gar nichts mehr. Ich fand die Stadt grau und irgendwie sehr fern, wie wahrscheinlich das meiste, was damals wie in einem zu schnell abgespulten Film an mir vorbeizog. Erstmals sah ich hier Akha-Weiber, die verschlossenen Gesichts mit ihren Kiepen auf der Straße vorbeitrotteten, und ich mochte sie schon damals nicht besonders. Wir haben D's Freund



Straßenszene in Chiang Rai: Alltag und Religion liegen in Thailand dicht beieinander.

Lothar aus München besucht, der mit 42 Jahren seinen Managerjob an den Nagel gehängt hatte, um in Chiang Rai eine Ladybar aufzumachen, die von viel Grün umgeben in einem hügeligen Gelände außerhalb des Stadtzentrums lag. Während wir uns draußen vor der Bar unterhielten, kamen immer wieder scheu lächelnde Mädchen, die ich ganz aufregend fand, zu uns heraus. Lothar war mit einer Thai verheiratet, die ihm mit ihrer Eifersucht gegen seine jungen Elfen sehr zusetzte, und er erzählte, wie schwierig es war und wie viel Schmiergeld und abendliche Besäufnisse es brauchte, um sich bei den Mächtigen der Stadt durchzusetzen.

Dann fuhren wir los, zunächst bis Thaton, wo wir in einem malerisch an einem Fluss gelegenen Hotel unsere Sachen unterbrachten. Am nächsten Tag staunte ich nicht schlecht, als D., der sich in Chiang Rai mit einer aktuellen Karte ausgerüstet hatte, hinter dem Ortsausgang auf einmal von der Straße in einen Feldweg abbog, den ich schon Schwierigkeiten gehabt hätte überhaupt als Weg zu identifizieren. Damit begann unser Abenteuer und das Erste, was wir sahen, war ein einsames Mönchlein, das, sein Mönchsgewand hochge-
rafft, mitten auf einer Wegkreuzung

hockte und schiss. Wir hielten an abgelegenen Dörfern, wo uns am Eingang hohe Holzgestelle empfingen – Geisterfallen. An die Hütten waren in blutigem Rot magische Zeichen gemalt. Alte mit Opiumpfeifen im Mund bestaunten uns nicht weniger als wir sie. Hierher wurden keine Touristenscharen mehr gekarrt, um ihnen die Eingeborenen vorzuführen, und niemand hielt die Hand auf, wenn Fremde vorbeikamen. Unterwegs gab es muffige, graue Orte, die von verarmten, heruntergekommenen Kuomintang-Chinesen bewohnt wurden, und D. erzählte von den Kinderfarmen, die es hier früher für päderastisch gestimmte Chinesen gegeben habe. Ich sah Landschaften, so wild und traumverloren, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte, unser Jeep quälte sich, uns ganz und gar mit Staub einhüllend, über widerstrebende Sandböden, führte uns an steilen Hängen entlang, an denen hohe Gräser und bunte Blüten in schillernden Farben das Sonnenlicht reflektierten, und selbst da, wo es keine Wege mehr gab, wo wir über Grasnarben fuhren und Furte durchqueren mussten, gab es nie einen

Moment, wo D. die Orientierung verlor. Es war ein Abenteuer der ganz besonderen Art, wie ich vorher noch keins erlebt hatte, und als wir wieder nach Chiang Mai zurückgekehrt waren, sind wir in ein deutsches Restaurant eingekehrt und haben Eisbein gegessen.



Thailands Märkte sind voller Köstlichkeiten ...

Wir machen einen Bummel durchs Zentrum, und ich fühle mich wieder wohl hier, die Stadt gefällt mir auf Anhieb. Sie ist bunt und geschäftig, aber ausgeglichener, weniger überdreht als das touristisch überzüchtete Chiang Mai, dem sie wohl gern nachahmen möchte. Wie Chiang Khong macht Chiang Rai einen vergleichsweise wohlhabenden Eindruck, doch im Führer lese ich, dass die Zeiten, als hier der

Handel mit China florierte, vorbei seien. Da könnte die neue Straße nach Kunming für neuen Auftrieb sorgen. Ein wenig erinnert mich die Stadt an Khorat, obwohl ihr eine so markante Mitte, wie es sie dort gibt, fehlt. Die wenigen *falangs* konzentrieren sich auf ein paar überschaubare Winkel und stören nicht weiter. Im Vergleich zu Chiang Mai sehen wir viele Ältere, auch Gruppen, dagegen kaum Backpacker, und auch nicht die in Chiang Mai so präsenten tätowierten Hardcore-Thailandfreaks mit ihren geduldigen Bräuten.

Um einen Tempel dehnt sich ein bunter Gemüse- und Essmarkt aus. Auf die Kunden wartend, lagern die Verkäufer inmitten ihrer Auslagen an der Mauer, die den Tempel umgibt. Wieder ein schöner heißer Tag, wir sind im Leben zurück. Zumindest scheint es so. Denn oh Schreck, als wir abends unser erstes Bier anfassen wollen, die Albtraum-Nachricht: *No beer today*. Wieder sind wir wie 2005 mitten in eine Wahl geraten und wieder gibt es ein absolutes Alkoholverbot, das bis zum Montag früh um 6 Uhr andauert. Erst die vielen kalten Tage, und kaum haben wir sie hinter uns gebracht, kein Bier mehr ...



... z.B. gerösteten Kakerlaken.

Auf einem großen, beidseits von einer langen Front von Imbissständen gesäumten Platz hat man Stühle und Tische aufgestellt. Der rechteckige Platz bildet den Mittelpunkt eines Nachtbasars, auf dem allerlei Kunsthandwerk und Textilien verkauft werden. An der Stirnseite eine wie ein Tempel aufgemachte kitschige Bühne. Während sich die Leute an gegrilltem Fleisch oder Fisch, frischen Meeresfrüchten und anderen Köstlichkeiten delektieren, werden dort Tänze

und Gesangsnummern aufgeführt. Einige Ständen bieten geröstete Kakerlaken und Insekten an, die ich mich aber nach wie vor nicht traue zu probieren. Heitere Abendstimmung, doch ohne Bier bleibt sie arg getrübt. Ich esse gegrillte *Prawns* und trinke einen Mangoshake dazu. Wenn es denn der Gesundheit dient ... Anschließend in ein Restaurant gleich nebenan.

Vom Obergeschoss können wir den ganzen Platz überblicken und beobachten, wie die Touristen in den ausgestellten Waren stöbern.

Später sitzen wir noch eine Weile in einem offenen Restaurant, wo wir bei Fruchtsäften und einer Fernsehübertragung der englischen Liga verzweifelt versuchen, müde zu werden. An den Tischen nebenan trinken die Thais mitgebrachtes Bier und sogar Whisky.

Sonntag, 24. Februar / Chiang Rai-Phrae.

Um 10.30 Uhr geht der Bus nach Phrae ab, ein gut gekühltes Gefährt der Luxusklasse mit viel Sitzkomfort, doch die Zeiten, als in den Bussen noch Wasser und Knabbereien ausgeteilt wurden, sind wohl vorbei. 156 Baht bezahlen wir pro Person. Nach vier Stunden Fahrt erreichen wir unser Ziel, wo wir in einem modernen Hotel hundert Meter außerhalb des Altstadtkerns unterkommen.

In der Altstadt Phraes, die zu großen Teilen von einer bebauten Wallanlage umgeben wird, finden sich noch zahlreiche alte Holzhäuser mit kunstvoll geschnitzten Fassaden und Giebeln. Die Häuser wurden aus Teakholz gebaut, das heute geschützt ist und nicht mehr zum Häuserbauen verwendet werden darf. Einige der größten und schönsten Häuser, die von großen Gartenanlagen umgeben werden, sind verlassen und verfallen allmählich. An einem klagt ein Schild: *No History without Future*.



Alte Teakhäuser machen den Charme von Phrae aus. Einige verfallen.

Am Eingang der Altstadt eine wunderschöne, weiträumige Tempelanlage. Ein aufgeregter Mönch führt uns stolz durch das Gelände. Wie aufgezogen redet er in radebrechendem Englisch auf uns ein, hört auch nicht auf, wenn wir uns, um zu fotografieren, weit von ihm entfernen. Die zwei erst vor wenigen Jahren vereinten Tempel sind von unpassend hohen, modernen Gebäuden umgeben, in denen Mönchsschulen und -unterkünfte sowie die Universität untergebracht sind.

Nirgendwo ein Restaurant mit englischer Karte. In der Nähe des Nachmarkts gleich am Eingang zur Altstadt nehmen wir dann einfach irgendeins, wo wir draußen sitzen können. Ich lasse mich, um etwas auswählen zu können, in die Küche führen. Weil ich auf zwei Töpfe deute, deren Inhalt ich gemischt haben will, bekomme ich zwei Hauptgerichte serviert ... Am

Ende des Mahls verspüre ich einen heftigen Drang zu scheißen, habe aber wenig Lust, das Klo in dem sehr einfachen Restaurant aufzusuchen. Ich schaffe es nicht mehr ganz bis zu unserem Hotel und muss mich erst mal unter die Dusche stellen, um mich wieder zu reinigen. Eine Geschichte für H.!

Unser Restaurant macht um 20 Uhr dicht. Nur am Nachtmarkt, wo ein paar Esstische, Tische und Stühle aufgestellt sind, ist noch etwas los. Immer noch Alkoholverbot. So sitzen wir noch eine Weile draußen, füllen uns mit Wasser ab und ich löffle aus lauter Verzweiflung eine seltsame kalte Süßspeise, die aus gestoßenem Milcheis, einer kandierten Frucht und Wasserkastanien besteht. Auch hier nimmt der Betrieb schnell ab, die Stadt drumherum ist bereits wie ausgestorben. Um 21.30 Uhr sind wir zurück im Hotel. Ich schreibe noch diese Notizen, dann gehen wir ins Bett.



Tempelschmuck in Phrae.

Montag, 25. Februar / Phrae.

In einem sterilen, gänzlich leeren Restaurant neben unserem Hotel, das sich ganz thaiuntypisch mit einer Glasfront von der Straße abschottet und eher an einen amerikanischen Imbiss erinnert, gibt es zu unserer Überraschung eine Karte, die auf Englisch *Breakfast* verheißt. Doch nichts von dem, was sie verspricht, ist tatsächlich auch da. Hier gab es wohl mal Hoffnungen auf

Tourismus, die sich nicht erfüllt haben. Als ich in meiner Verzweiflung *spicy egg salad* bestelle, sicher zum Frühstück nicht gerade eine Erholung für den Magen, bietet die Kellnerin mir zu meiner Sicherheit *fried eggs* an. Da liegen dann gänzlich nackt zwei Spiegeleier auf meinem weißen Teller, dazu gibt es Kaffee – das ist unser Morgenmahl heute.

Wir spazieren zum Fluss hinunter, der einen halben Kilometer außerhalb der Stadt liegt und mit ihr wenig zu tun zu haben scheint. Unweit der neuen Brücke sind noch Reste der alten zu sehen. Danach umrunden wir einen Teil der Stadt über den Wall, den die alte Stadtmauer bildet. Die hochgelegene, schmale Straße, die nur alle paar Minuten mal ein Anlieger befährt, wird von kleinen, liebevoll mit Blumen und Grünpflanzen geschmückten Häuschen gesäumt, viele davon aus Teakholz und mit auffällig schönen Hausaltären ausgestattet. Mir gefällt es hier. Phrae ist eine wunderbar beschauliche, geruhliche Stadt mit freundlichen Menschen, die der *falangs* noch nicht überdrüssig sind. Viele grüßen freundlich oder lächeln einem zu, ein Auto stoppt sogar, damit ich fotografieren kann.

Am Nachmittag fahren wir mit einem *Sāwngthāew* für 200 Baht zum *Phae Mueang Phi*, das rund 18 km außerhalb der Stadt liegt. Ein durch Fußwege erschlossener Park umgibt den Ort der Geister, wo bizarre, pilzförmige Gesteinsformationen aus hellem Lehm zu besichtigen sind.

Anschließend zum Busbahnhof, um die Weiterfahrt nach Trat klar zu machen. Wir haben inzwischen beschlossen, noch ein paar Tage auf der Insel Ko Chang zu verbringen, was allerdings bedeutet, einmal quer durch fast ganz Thailand reisen zu müssen. Eine Frau, die englisch spricht, führt uns gleich zum richtigen Büro, wo uns eine nette Kollegin alle Möglichkeiten aufzeigt. Um mit der Bahn reisen zu können, was uns am liebsten wäre, müssten wir, da Phrae keinen Bahnhof hat, erst mit dem Bus nach Den Chai fahren. Von dort würde der Zug um 7.20 Uhr in der Frühe abfahren, während der Bus von Phrae erst um 9 Uhr startet.

Also canceln wir die Bahnfahrt. Das Busticket kostet bis zur Umsteigestation Bangkok 425 Baht pro Person. Die beiden Frauen kichern um die Wette, als sie uns die Scheine ausstellen – Touristen scheinen hier ein seltenes Phänomen zu sein. In der Stadt haben wir außer einem jungen französischen Paar keinen einzigen gesehen. Es sind wahre Schätze, die den Touristenherden auf ihren immergleichen Pfaden entgehen.

Nicht weit von unserem Hotel finden wir doch noch ein Restaurant mit englischer Karte. Unseren Absacker nehmen wir in einer offenen Kneipe am Rand der Altstadt, wo es das chinesische *Beer Chan* vom Fass gibt. Heute darf man wieder und entsprechend lange verweilen wir hier ... Obwohl das Bier eisgekühlt aus der Leitung kommt, bestellen sich die Thais meist noch einen Kübel mit Eis dazu, das dann in großen Mengen ins Glas geschaufelt wird – vermutlich eine Prestigeangelegenheit. Neben uns lässt sich eine Gruppe sichtlich wohlhabender Thais langsam zulaufen. Als später die Stimmung steigt, holt die Frau noch eine Bottle Whisky aus ihrem schicken Wagen.

Dienstag, 26. Februar / Phrae-Trat.

Um 9 Uhr Aufbruch Richtung Bangkok in einem luxuriösen Bus japanischer Herkunft mit neckisch gerafften Gardinen und praktischen Kopfstützen. Ohrenbetäubende Horrorfilme beschallen uns, bis sich jemand beschwert und der Ton leiser gestellt wird. Mittagsrast in einer riesigen Raststätte direkt an der Straße, einem fließbandmäßig organisierten Abfertigungsbetrieb, das Essen ist im Preis inbegriffen.



Bizarre „Pilze“ im Ort der Geister.

Nachdem wir die bergige Gegend um Phrae verlassen haben, eine fade, eintönige Landschaft ohne Höhepunkte. Gegen 17 Uhr erreichen wir den *Northern Bus Terminal* in Bangkok. Nach schier endlosen Wegen durch den riesigen, mehrstöckigen Bahnhof, der von Menschenmassen nur so wimmelt, finden wir, in einem zielgerichteten Staffellauf von einem Befragten zum nächsten weitergereicht, gerade noch rechtzeitig die richtige Abfahrtsstelle, um gegen 17.30 Uhr den letzten Bus nach Trat zu erreichen. 258 Baht kostet die Fahrt in dem stark heruntergekühlten Bus pro Person. Als wir viereinhalb Stunden später in Trat ankommen, bin ich bis auf die Knochen durchgefroren.

Wie jedes Mal, wenn ich in Trat bin, landen wir im zentral am Markt gelegenen *Trat Hotel*, das inzwischen renoviert wurde. Die Zimmer, an deren angenehm kühle Böden ich mich noch erinnere, sind neuerdings mit Teppichen ausgelegt. Auf dem Marktplatz vor dem Hotel werden

schon die Stände zusammengepackt, doch an einem Fischstand bedient man uns noch. Ich bekomme einen ganzen Fisch in *garlic & pepper* mit einer knusprigen, sehr aromatischen Kruste serviert, unter der sich ein wunderbares, butterweiches Fleisch verbirgt. Von einem anderen Stand holen wir uns Bier dazu, das sogar kalt ist. An einem kleinen Plastiktisch sitzend, lassen wir das allmählich auslaufende Markttreiben an uns vorüberziehen. Um Mitternacht haben wir unser Mahl beendet. Wir laufen noch ein paar hundert Meter durch die inzwischen menschenleere Stadt auf der Suche nach einem Absackerlokal, doch der ängstliche J. drängt bald auf Abbruch. Immerhin finden wir noch eine Karaoke-Bar, die aber völlig leer ist. Der luxuriös umgebaute Schuppen war früher offenbar mal ein Kino. Jetzt warten ein paar Kellner in weißem Hemd und Fliege und einige gelangweilte Edelnutten auf Gäste, die aber, jedenfalls bis 1 Uhr, als wir gehen, komplett ausbleiben. Für uns legen sie extra eine

Video-CD auf, von einer großen Leinwand beglücken uns die *Eagles* mit ihrem seifig aufgepoppten Country-Sound.

Mittwoch, 27. Februar / Trat.

Frühstück in dem sattsam bekannten Restaurant des Hotels, einem ungemütlichen, düsteren Glaskasten, den man in den zur Straße offenen Eingangsbereich geklatscht hat. Mir ist noch der todkranke, fast bewegungsunfähige Hund in Erinnerung, der, als ich 2002 zum letzten Mal hier übernachtet habe, laut schnaufend seinen monströsen Bauch über den Boden schleifte. Im Schneckentempo quälte er sich durch den Raum und niemand erbarmte sich seiner und erlöste ihn von seinen Qualen.



Straßenszene in Trat.

Ich freue mich, dass ich endlich Gelegenheit habe, mir Trat, wo ich schon auf meiner ersten Südostasienreise 1994 einen kurzen Aufenthalt hatte, in Ruhe anzuschauen. Wie die meisten Touristen kenne ich die Stadt nur als Zwischenstation auf dem Weg nach Kambodscha oder Ko Chang, doch das wird ihrem Charme, der trotz der Nähe zu den touristischen Inseln noch etwas Urthailändisches hat, nicht gerecht. Abseits der Hauptstraße finden wir ruhige, schmale Gassen mit schönen Holzhäusern. Dort befinden sich auch ein paar *guesthouses* und andere Läden für Touristen. Von der bedächtigen Beschaulichkeit Phraes ist hier allerdings wenig zu spüren. Trat ist eine quirlige, überaus lebendige Stadt, die nicht zuletzt durch den betriebsamen Markt vor unserem Hotel geprägt wird.

Heute ist es sehr heiß, der Himmel ist klar und blau und ein erfrischender Wind weht. Gestern war das noch ganz anders. Als wir nachts aus der Bar traten, herrschte, nach viel Regen, von dem noch zahlreiche Pfützen in der Stadt zeugten, eine so unglaubliche Schwüle, dass ich regelrecht Herzbeschwerden bekam. In einem der Touristengässchen gönne ich mir eine Massage. Als

ich von der Straße in den ebenerdigen, lichten Raum trete, ist erst niemand zu sehen. Ich will schon gehen, da tritt eine ältere Thai in den Raum und bittet mich auf die Liege. Sie hat ein waches, intelligentes Gesicht, ungewöhnlicherweise zeigt sie jedoch bis auf ein paar höfliche Fragen kaum Interesse an mir. Sie wird erst aufmerksamer, als nacheinander ein paar junge Mädchen in den Raum kommen, darunter offensichtlich auch ihre Tochter. Sie setzen sich ganz selbstverständlich an ihre Seite und beobachten aufmerksam, was sie an mir vollbringt, wobei die Meisterin ihnen genau erklärt, was sie tut. Mir gefällt der respektvolle Ton, in dem sie miteinander umgehen, und ich bin gern bereit, mich mit meiner Rolle als Demonstrationsobjekt zu bescheiden, weil ich in allem, was ich hier wahrnehme, einen sehr ehrlichen, unverstellten Sinn für Proportionen spüre.

Abends essen wir wieder draußen auf dem Markt inmitten der Stände. Fisch und Fleisch in allen möglichen Zubereitungsarbeiten, Obst, Säfte, Bier, Süßigkeiten, alles gibt es hier in reicher Auswahl, und mit viel Geschwätz und Palaver genießen die Thais die Köstlichkeiten, die der Markt ihnen bietet. Wir sitzen stundenlang bei ein paar Flaschen *Chan* und beobachten das Treiben um uns herum. Nach einer Portion *Shrimps* zum Einstieg suche ich mir später noch ein knuspriges Hühnerbein, das die Verkäuferin mit einer Art Machete in kleine Stü-

cke haut. Inzwischen sind per Bus auch ein paar *falangs* eingetroffen, die vermutlich auf der Durchreise sind. Zwischendurch kommt auf einmal eine arge Schwüle auf. Der Himmel wird schwärzer und schwärzer und wie auf Kommando versammeln sich plötzlich Tausende von Vögeln auf den Strommasten. Ein ohrenbetäubendes Gezwitscher hängt in der Luft, als wollten die Vögel gegen das heraufziehende Unwetter ankämpfen. Doch die Thais um uns herum bleiben ungerührt, nicht ein Stand wird abgebaut. Anscheinend ist das Alltag hier und alles geht seinen gewohnten Gang. Nach einer Weile haben sich die drohenden Wolken verzogen und die Vogelschwärme haben sich wieder aufgelöst. Gegen 21 Uhr beginnen die ersten Händler ihre fahrbaren Stände aufzuräumen, die Waren werden, wenn nötig, in Eis gepackt, die Wägelchen weggeschoben. Allmählich geht der Tagmarkt zu Ende und zwei Stunden später, während die letzten Gefährte noch auf den Abtransport warten, treffen dann schon die ersten Karren für den Nachtmarkt ein, der sich bis zum frühen Morgen hinziehen wird. Ihn habe ich noch von meiner ersten Reise in lebhafter Erinnerung. Ganze Schweinehälften hingen da im rötlichen Licht der Funzeln, Hühner warteten kahl gerupft oder im kompletten Federkleid auf späte Käufer – aber heute verzichten wir auf das alles, wir gehen schlafen ...

Donnerstag, 28. Februar / Trat-Ko Chang.

Um die Mittagszeit brechen wir mit der Fähre zur Insel auf. Ein offenes Taxi bringt uns zur Anlegestelle und wie immer, wenn man in Thailand unterwegs ist, klappt alles wie am Schnürchen. Welch ein Wechsel: vom tief thailändischen Trat in die boomende Touristenhochburg, in der mehr Ausländer als Einheimische zu sehen sind. Am Anlegepier rangeln die Leute um die Taxis. Wir finden noch zwei letzte Plätzchen in einem voll beladenen *Săwngthăew*. Auf dem Sitz gegenüber jammert ein Deutscher lautstark über die unzumutbare Enge, die uns jetzt auf 10 Kilometern holpriger Bergfahrt bevorstehe. Seiner thailändisch sprechenden Freundin ist es sichtlich peinlich. Ich habe mich offensichtlich so gewaltsam auf meinen Sitz gepflanzt, dass die halb zerdrückte junge Thai neben mir gleich wieder aussteigt. Touristensitten, wir sind wieder unter uns!

Ich erinnere mich nicht mehr, an welcher Stelle der Küste F. und ich vor sechs Jahren untergekommen waren. So fahren wir einfach ein Stück an der Westküste entlang und lassen uns am Ende des ersten großen Orts Hat Sai Khao absetzen. Während J. in einem Restaurant an der Straße wartet, mache ich mich auf die Suche nach einem Quartier. Zwar finde ich kein freistehendes Häuschen wie damals, aber doch ein großes, helles Zimmer in einem zweistöckigen Haus, von dessen geräumigem Balkon wir einen leicht baumverhangenen Blick aufs Meer haben. Als wir an der staubigen Küstenstraße ausgeladen wurden, wo sich eine Baustelle an die andere reiht und neue Hotels und Geschäftshäuser nur so in die Höhe schießen, mochten wir gar nicht glauben, dass es hier ein schönes Fleckchen zum Erholen geben könnte. Doch jetzt, ein paar Schritte von



Fast jedes Haus in Thailand hat seinen eigenen Hausaltar (hier in Phrae).

der Straße entfernt, befinden wir uns schon am Strand und Staub und Autos sind vergessen. Wir entdecken schnell, dass die zu unserer Anlage gehörenden Bungalows, die dicht an dicht stehend schon in der zweiten Reihe keinen Blick mehr aufs Meer bieten, eine viel schlechtere Wahl gewesen wären als das schöne Zimmer in unserem steinernen Haus. Wieder mal Glück gehabt!



Strandblick aus dem Hotelfenster in Ko Chang. Die Tische warten schon auf das abendliche Barbecue.

Gleich baden, das Meer! Welch ein Genuss nach den staubigen Tagen im Landesinneren. Vom Wasser aus hat man nur die Bergkulisse im Hintergrund vor Augen, was die hiesigen Postkarten auch weidlich ausschlachten. Die enge, rummlige Straße zwischen Strand und Bergen, die vielen Baustellen, die auch zu einem vollständigen Bild gehörten, sind hinter den Bungalows und kleineren Hotelbauten verschwunden. Andererseits brauchen wir auch ein bisschen Infrastruktur. 1994, als ich mit D. zum ersten Mal hier war und es weit und breit nur ein einziges Restaurant gab, das um 23 Uhr die Lampen ausdrehte, war es mir zu wenig ...

Abends essen wir im Restaurant unserer Unterkunft, das wie alle direkt am Wasser gelegenen Restaurants einen Barbecue-Stand am Strand aufgebaut hat. Mein *Red Snapper with Lemon Sauce* wird mir in einer eisernen Fischform über einem großen, wild lodernden Feuerkessel serviert. Als ich frage, wie ich denn aus dem heißen Ding essen soll, sind alle ratlos, auch das Feuer kriegen sie nur mühsam gebändigt. Der Fisch ist unterdessen längst trocken geworden. Seltsam unsinnige Barbecue-Romantik. Aber die Touristen lieben das.

Der neueste Hit der Strandverkäufer: Taschenlampen, die erotische Szenen auf den Sand projizieren.

Beim späten Absackerbier bekomme ich plötzlich einen Brechanfall. Innerhalb von wenigen Sekunden wird mir speiübel, ich renne ein paar Schritte zum Sand vor und breche alles heraus. Vermutlich die Austern, die ich als Vorspeise gegessen habe ... Danach ist bis auf ein leichtes Schwächegefühl alles wieder gut. Nachts liege ich fast die ganze Zeit wach. Heftiges Schnarchen.

Freitag, 29. Februar / Ko Chang.

Morgens bricht meine Brille entzwei. Das letzte Mal ist mir das vor drei Jahren in Mexiko passiert.

Per Taxi zum Nationalpark im Inselinneren. Der Eintritt kostet 200 Baht + 100 Baht Taxi für die Hin- und Rückfahrt pro Person – Touristenpreise. Ko Chang ist teuer, eine frische Papaya, für die wir in Bangkok nach wie vor nur 10 Baht bezahlen, kostet hier 25 Baht, anderthalb mal so viel. Ein Dschungelweg führt ein steiniges, kaum wasserhaltiges Flussbett entlang zum Wasserfall Khlong Plu, zu dem wir über glatt gespülte, flache Felssteine vorlaufen. Im See, der sich am Fuß des Wasserfalls gebildet hat, baden ein paar einheimische Jugendliche. Um diese Jahreszeit besteht der Fall nur aus einem langen, matten Strahlchen.

Als wir wieder zurück sind, das Meer reglos, ohne Wellen. Das Wasser ist lau. Trotzdem macht es Spaß zu schwimmen. In dem ruhigen Wasser kann ich mich mal im Rückenschwimmen üben. Der Strandbetrieb ist selbst hier am belebtesten Ort der Insel erträglich – doch die Besessenheit der Sonnenbader, die ungeschützt und schweißglänzend in der Mittagshitze braten, erstaunt mich immer wieder.

Am Nachmittag träge, von einer leichten Brise gekühlte Stunden auf dem Balkon, die unendlich langsam zerrinnen. Im Hintergrund das Meer rauschen, kreischende Badende, vom Balkon aus blicken wir über das von Kokospalmen überragte Grün der Wellblechdächer auf den Strand. Ein Vogel lässt sich auf dem Balkongeländer nieder. Vor dem Haus bietet eine freundliche Thai im Sand Massage an. Sie hat mich schon mehrfach angesprochen und scherzt ungerührt weiter, auch wenn ich ihre freundlichen Angebote ablehne. Später, als ich doch noch Lust bekomme, ist sie ausgebucht.



Im Nationalpark von Ko Chang.

Samstag, 1. März / Ko Chang.

Aufstehen, in Ruhe frühstücken – *Chicken Sandwich*, die üblichen Spiegel- oder Rühreier bin ich leid –, ein paar Schritte die Straße entlang, um Geld abzuheben (außer zum Internetsurfen meiden wir die heiße Straße mit ihren langweiligen Standardangeboten inzwischen lieber), noch mal baden, so ziehen sich die Minuten des letzten Tags dahin. Es ist erholsam hier, doch der touristische Einheitsbetrieb, der sich hier breitgemacht hat, ödet mich auch an, und es wird Zeit wieder abzufahren. Entgegen unseren ursprünglichen Plänen werden wir morgen schon nach Pattaya aufbrechen. Ich will noch ein Portemonnaie kaufen, vielleicht noch mal zum Frisör, und da gibt es einfach mehr und Spannenderes zu sehen als auf dieser Insel, die sich inzwischen vom Hippie-Paradies komplett zum Familienbadeort entwickelt hat, der vorwiegend von Engländern, Schweden und Deutschen besucht wird.

Abends die Strandrestaurants voll mit Leuten. Vor einer Bar meditieren die Gäste auf Liegen im Schein matter Ölfunzeln – eine Urlaubsromantik, die ich zum Lachen finde. Braungebrannte, halb nackte Thaijungs führen, umringt von weißhäutigen Bikinimädchen, Jonglier-

spektakel mit brennenden Fackeln vor. An einem der Barbecuerestaurants lasse ich mir gegen alle Urlauberbräuche eine Extrawurst braten, nein: kochen, nämlich zwei dicke Krebse, die man eigens für mich aus dem Restaurant holen muss. Dazu bestelle ich mir dicke gegrillte Kartoffelscheiben: eine ungewöhnliche, aber köstliche Kombination, an der ich mich, wie immer in Thailand ohne Zange, weidlich abarbeiten muss.

Sonntag, 2. März / Ko Chang-Pattaya.

Um 11 Uhr legt unsere Fähre ab. Alles verläuft programmgemäß, nur die Busfahrt dauert überraschend lang, nämlich fast fünf Stunden. Um 17 Uhr kommen wir im *Diana Inn* an, und diesmal gibt es auch ein Zimmer für uns, allerdings ist es das letzte, das sie uns anbieten können. Wir beziehen im obersten fünften Stock ein wunderbar geräumiges Appartement mit zwei Zimmern, Vorraum und zwei Bädern für knapp 1900 Baht inklusive Frühstück. Noch mal richtiger Luxus zum Schluss!

Die Stadt noch turbulenter, hektischer als beim letzten Mal. Neben den üblichen Engländern auch viele Russen. Die Strandpromenade ist inzwischen fertig gebaut, die Stadtväter haben sie mit neckischen grünen Meerestypen vollgestellt, die gar nicht zum Sündenpfuhl Pattaya passen wollen. Wieder Wahlen an diesem Wochenende, wahrscheinlich Stichwahlen. Das Alkoholverbot dauert noch bis Mitternacht. Die meisten Bars arbeiten nur mit einer Notbesetzung, stattdessen stehen die Girls an der Promenade. Abends dann die große Enttäuschung. Unser wunderbares Restaurant am Eingang der *Walking Street* ist geschlossen. Man kann nicht einmal mehr zum Wasser vorgehen, alles ist finster, die Gitter sind vorgezo-



Pattaya: Neubauten schießen aus dem Boden.

gen. Wahrscheinlich war es für das neue, protzige Pattaya nicht mehr schick genug. Die teuren Fischrestaurants in der *Walking Street* meidend, finden wir einen mäßigen Ersatz in der Innenstadt, wo man mir zu Limonensaft einen grauenhaft verhunzten Frosch serviert: die offensichtlich vorgekochte Haut schwarz verbrannt und labbrig und schlicht ungenießbar, das Fleisch vom

Geschmack des Verbrannten durchzogen und zäh wie Leder. Ich muss, um satt zu werden, eine ordentliche Portion *spare ribs with garlic and pepper*, zu J's Spott mein Lieblingsgericht auf dieser Reise, hinterher schieben.

Anschließend wieder zur *Walking Street*. Eine Barfrau, die sich dafür eine Flasche ausgeben lässt, erlaubt uns schon um 22 Uhr das erste Bier. Der hintere Teil der *Walking Street* wurde seit 2005 mit einem riesigen Hotel, Nobelrestaurants, Geschäften und einem großen Vergnügungspalast namens „Utopia“ fast komplett neu bebaut. In einem russischen Café tanzen Paare ausgelassen zu russischer Livemusik. Alles zielt hier auf die Russen, die offensichtlich viel Geld haben. Durch sie hat sich das schrille Panoptikum der Straße deutlich verändert. Mit ihren blassen Gesichtern und ihrer oft auf skurrile Weise altmodisch schicken Mode fremdeln sie zum Teil gewaltig. Die Frauen, irgendwo zwischen ordinärem Nuttenchic und der Eleganz der Kolchosbäuerin beim Dorffest angesiedelt, mit ausgestellten Röcken bis übers Knie und gerafften Faltenröckchen, die die Figur höchst unvorteilhaft ins Bild setzen, wirken wie direkt vom Land nach Sodom & Gomorrha verschlagen. Viele sind bemüht, die

Thais an Freizügigkeit noch zu überbieten – oft tragen sie als einzige keinen BH. Die Männer, mit wallend langen Schlabber-Shirts und grauer Hose, dazu schlabbrigem grauen Strickpullover, viele auch in Putinmanier mit nacktem Oberkörper, sind russenüblich wenig um ihr Äußeres bemüht – mit Thaibräuten sieht man sie übrigens kaum. Viele Russen sind mit Fotoapparat und Videogerät unterwegs, die sie, neugierig wie Provinzler, blindlings nach vorn oder auf die Bars richten. Die Mädchen wenden sich ab oder bedecken ihr Gesicht.



Die Lichter der Go-Go-Bars.

Wir sehen auch viele japanische Touristen, meist blutjunge Teenager in knackigen bunten Shorts und engen T-Shirts, sexy anzusehen, aber von frappierender Uniformität. Große Mode bei ihnen wie bei den Thais ist es, ihre von Natur aus schwarzen Haare blond zu färben oder mit Strähnen zu versehen, was einen seltsamen Verfremdungseffekt erzeugt. Manche

Nutten versuchen auf andere Art irgendwie westlich auszusehen, haben sich in eine Armee- oder Cowboy-Verkleidung geworfen, was mit ihren schmalen, fragilen Körpern und wenn noch ihr staksiger Stöckelschuh-Gang hinzukommt, äußerst schräge Bilder produziert. Gut ausgebucht und offensichtlich bei asiatischen Männern sehr beliebt ist ein sich immer wieder neu zusammenfindender Trupp von fünf bleich geschminkten osteuropäischen Nutten, wie man sie früher auch auf der Oranienburger Straße in Berlin antreffen konnte.

Ab Mitternacht Ende der Alkoholsperre, der Barbetrieb ist wieder voll im Gang. Doch beim Lärm der Bands und Lautsprecher, dem ewigen Gleichklang der prozessierenden Massen, den grellen Lichtern der Reklame – in dem immergleichen Spiel, das ich in Pattaya oft genossen habe, werde ich das Gefühl nicht los, dass mir der letzte Kick, die letzte Begeisterung diesmal fehlt.

Montag, 3. März / Pattaya.

Opulentes Frühstück am Buffet des *Diana Inn*, doch ich hatte das alles einen Tick luxuriöser in Erinnerung. Urlaubsmythen ... Anschließend gehen wir auf Einkaufstour. Ich erstehe für 700 Baht drei kurzärmelige Hemden und nach schwieriger Suche für denselben Preis ein neues Portemonnaie.

Nachmittags faul am Pool, lesen, relaxen.

Bei einem Gang durch die Straßen beobachte ich einen Motorradunfall. In einer engen bürgersteiglosen Gasse, durch die sich in einem quirligen Durcheinander, das eine ständige Gefahr für die Fußgänger bedeutet, Taxis, Pkws und Motorradfahrer ihren Weg bahnen, streifte ein Auto einen Motorradfahrer und brachte ihn zu Fall. Wenige Meter entfernt eine Bar, die Mädchen tatenlos, sie lachen, schauen von Ferne zu, rühren keinen Finger. Nur einer ihrer weißen Gäste eilt sofort zu dem Verletzten, der sich auf dem Boden liegend vor Schmerzen krümmt und lauthals stöhnt. Auch das ist Thailand.

Dienstag, 4. März / Pattaya.

Nach dem Frühstück spazieren wir über die Promenade zur Soi 6. Die Brachflächen am Strand werden systematisch zugebaut, überall große Baustellen, auf denen neue Hotels oder Vergnügungskomplexe entstehen. Doch das kleine offene Restaurant an der Ecke Soi 6/Beach Street, in dem ich so oft gegessen habe, existiert noch.



Kleiner Schwatz zwischen der Arbeit: osteuropäische Nutten in Pattaya.

An dem schmalen Streifen Strand Strandkörbe dicht an dicht. Überwiegend ältere Männer, die sich vom nächtlichen Stress erholen. Thaibräute schneiden ihnen die Fußnägel und bringen Melonen zur Erfrischung. Im Wasser lärmen Motorboote. Auf die Idee, hier baden zu gehen, kommen wir erst gar nicht.

Als wir unsere Rückfahrt zum Airport buchen wollen, erhalten wir im Reisebüro unseres Hotels die Auskunft, dass es zum neuen Flughafen keinen regulären Busverkehr mehr gebe, was ich nicht glauben mag. Minibusse seien für morgen schon alle ausgebucht, ein Taxi zum Flughafen koste 1600 Baht ... Na, mal sehen, für Reisepanik hat es in Thailand noch nie einen triftigen Grund gegeben.

Abends wieder in dasselbe chinesische Restaurant wie gestern. Letztmalig Krebs. Neben uns deutsche und russische Gäste, für die thailändisches Essen offenkundig etwas vollständig Neues ist. Ein Panoptikum. Das russische Paar, verzogen, mäklig, stochert lustlos im Essen herum und spült seinen Frust am Ende mit ein paar Wodka herunter, der inzwischen überall in

Pattaya kräftig beworben und angeboten wird. Die Deutschen, eine *Fokuhila*-Gruppe, von lärmender Fassungslosigkeit: *Watt is datt denn?* Die Bedienungen ertragen alles mit stoischer, amüsierten Gelassenheit. Später gibt es Streit, weil die Gruppe, offensichtlich nicht in der Lage, die englische Speisekarte zu lesen, viel zu viel Fisch bestellt hat.

Mittwoch, 5. März / Pattaya.

Ungeachtet der Auskunft des Reisebüros lassen wir uns von einem Taxi zum Busbahnhof bringen. Natürlich gibt es eine reguläre Linienverbindung zum Flughafen! Wir kommen gerade noch rechtzeitig, um den 9-Uhr-Bus zu erreichen.

Beim Einchecken teilt man uns mit, dass unser Gepäck gleich bis Berlin durchgeht. Wir sind zu perplex, um reagieren zu können. Für die letzte Zwischenstation fehlt uns also alles: warme Klamotten, Wasch- und Schlafsachen, Ohrstöpsel ... In dem modernen Flughafen gibt es alles Mögliche an Luxuswaren zu kaufen, aber ein einfaches T-Shirt zu finden, ist fast unmöglich.

Im Flieger der *Qatar Airways* zeigt uns der Bildschirm neben den üblichen Zeit-, Entfernungs- und Höhendaten auch die Kilometerdistanz bis Mekka an. Islamkonformes Essen, aber es gibt Alkoholika. So streng sind sie denn doch nicht, wenn Geschäfte winken. Schöne Stewardessen arabischer wie auch thailändischer Herkunft. Vielleicht ist das hier ja noch ein Traumberuf, der die Schönen anzieht. Im Westen ist das längst nicht mehr so.

Ohrstöpsel bekomme ich im Flieger nicht. Wie oft hat man mir auf solchen Langstreckenflügen schon welche angeboten, aber wenn man sie mal braucht ... Das ist der Beginn einer langen, langen Suche und ich erinnere mich an die Albtraumnacht mit D. in Litoměřice, als wir um 1 Uhr früh vor verschlossener Hoteltür standen und statt in unserem schönen Zweizimmerapartment ohne alle Utensilien in einem kleinen Zimmer eines anderen Hotels nächtigen mussten, und neben mir der sich auf und nieder werfende D. mit seinem Atemgerät ...

In Doha problemlose, schnelle Abfertigung. Das Visum kostet 20 Dollar, die man mit Kreditkarte bezahlen kann. Eine tiefschwarz verschleierte, maskenhaft bleich geschminkte Angestellte stellt uns die Dokumente aus. Sie zeigt keinerlei Gesichtsregung, kein Gruß erklingt, alles, was sie sich erlaubt, ist eine kurze, widerwillige Gesichtsfixierung zur Bildkontrolle.

Fürs Taxi zum Hotel haben wir die Wahl zwischen einem Cadillac oder einer ellenlangen Stretch-Limousine, die 200 Katar-Rial kostet. Wir entscheiden uns für den Cadillac, der nur

125 Rial kostet, was – für 5 Kilometer – etwa 25 Dollar entspricht.



Sie gehen nach Hause ...

Unser Hotel ist eine Enttäuschung. Als ich es über HRS buchte, dachte ich, bei einem Preis von 100 EUR würden wir schon fast eine Luxussuite beziehen, eine seltsam naive Fehlspekulation. Denn bei dem hiesigen

Preisniveau hätte mir klar sein müssen, dass es sich nur um ein Budgethotel der untersten Kategorie handeln konnte. Leider liegt es auch in einer sehr tristen Gegend, zum Zentrum sind es gute 20 Minuten und wir haben nur unsere leichten T-Shirts. Erstaunlicherweise ist es hier am Abend recht kühl, die Temperatur erreicht nicht einmal 20° Grad. So haben wir uns Arabien nicht vorgestellt ...

Verzweifelt suche ich Ohrstöpsel. Aber weder im Hotel noch in einer Apotheke, wo uns eine scheue, ein wenig erschrockene, schwarz verschleierte Verkäuferin bedient, noch in einem größeren Supermarkt, wo es alle möglichen anderen Drogerieartikel gibt, finde ich welche. Immerhin können wir Zahnbürste und Zahnpasta erstehen.

Was wir während dieses kleinen Rundgangs von der Stadt erspähen, ist nicht mehr als tristes Vorstadtgrau, öde, fast leere Straßen, Beton, ein paar durch die Nacht hastende Gestalten im Burnus. Nichts was uns die Stadt näher bringen könnte. Auch kein Restaurant, das uns verlocken könnte. Nur ein, zwei Imbisse sehen wir. Wir essen deshalb im Hotelrestaurant, das extra für uns wieder geöffnet wird. Immerhin eine freundliche Geste in dieser Stadt, der wir ansonsten völlig gleichgültig sind. Wir sind die einzigen Gäste im Restaurant und im

Verhältnis zum Zimmerpreis ist das Essen erstaunlich billig. Zusammen zahlen wir 18 EUR, aber mehr ist für ein Essen, zu dem es kein Bier, sondern nur Orangensaft gibt, auch nicht drin. Zum Saft esse ich Hähnchenspieß mit Pommes Frites.

Am Morgen bringt uns ein Shuttlebus des Hotels zum Flughafen. Die Stadt eine einzige Baustelle. Überall schießen Handels- und Dienstleistungsbetriebe aus dem Boden. Grauweiße Kästen, gesichtslos, eine Wüstenei im wahrsten Sinne des Wortes. Wir sehen kurz das Meer, doch die Oasen für die sonnenhungrigen Touristen sind nicht einmal zu erahnen. Sie liegen weit draußen, aber sie interessieren uns auch nicht. Wir wollen nach Berlin!



Abschied vom Urlaub: Nichts hält uns in Doha ...